Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 173 (1900)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655691

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1835. Außerordentlich heißer, trockener Sommer.

1836 in Paris 36° R. (am Schatten).

1857. Heißer und gewitterreicher Sommer. Große Fruchtbarkeit. Vortrefflicher Wein.

1865. Warmes und fruchtbares Jahr. 240 Tage hatten sie in Zürich weder Regen noch Schnee. Ende April hatten die Reben zollange Schosse. Ende Mai Traubenblüte. Viel und vorzüglicher Wein.

1875. Große Trockenheit und Hitze. Ausgezeichneter Wein.

1883. Heißer Sommer. Fruchtbares Jahr.

1892 war der Frühling schön und warm. Der 17. August einer der heißesten Tage des Jahrhunderts.

Grabschriften.

Drei saßen hier vor dem Ungewitter in der Sicherheit,
Einer lebt, die andern zwei sind in der Ewigkeit.

* * *

Im Leben rot wie Zinnober,
Im Tod wie Kreide so bleich,
Gestorben am 17. Oktober,
Am 19. war die Leich'.

* * *

Hier liegt der Hippacher Bot',
Hab' ihn selig der liebe Gott,
So wie selig hätt' der Hippacher Bot'
Dich du lieber Gott,
Wenn du wärst der Hippacher Bot'
Und er der liebe Gott.

Ein Student hatte in einem Gasthause viel von seinen mannigfaltigen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß und er ziemlich barsch sagte: „Jetzt haben wir wirklich genug von dem gehört, was Sie können; sagen Sie mir auch einmal, was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen gut dafür, das kann ich." — „Ich?" sagte der Student, „nun, ich kann meine Zeche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie das können." Unter allgemeinem Gelächter entsprach der Gast seiner Erwartung.

Gedankensplitter.

Dreimal ausziehen ist ebenso schlimm, wie einmal abbrennen.

* * *

Um den Wert einer Freundschaft zu beurteilen, prüfe aufrichtig, was dich mit dem andern verbindet.

* * *

Der Gute freut sich, wenn er einen Bessern, der Schlechte, wenn er einen Schlechtern gefunden hat.

* * *

Fleiß bezahlt Schulden, Mutlosigkeit vermehrt sie.

Schulmeister: „Sage mal, Martin, wie sieht ein Geist aus?" — Martin: „Rabenschwarz wie unser Kater." — Schulmeister: „Falsch!" — Martin: „Kupferrot wie unserm Pastor seine Nase." — Schulmeister: „Falsch!" — Martin: „Eselsgrau wie unser Schulmeister." — Schulmeister: „Schlingel! Du bleibst heute nach, weil du nicht weißt, wie ein Geist aussieht." — Martin (weinend): „Na, wie sieht er denn aus?" — Schulmeister: „Unsichtbar sieht er aus — du Range!"

Schäbige Freundschaft

oder

Trau, schau, wem!

In Werkingen lebten ein braver, fleißiger Wagner, Namens Rudolf Biber, und seine Ehefrau Elsi, bei allen Leuten angesehen und geachtet. Sie bewohnten ein halbes Haus mitten im Dorfe; die andere Hälfte hatten andere Mietsleute inne. Die alte, etwas baufällige Hütte, an welche eine Wagnerwerkstatt angebaut war, gehörte einem reichen Bauern, Namens Fink, welcher außerhalb des Dorfes wohnte.

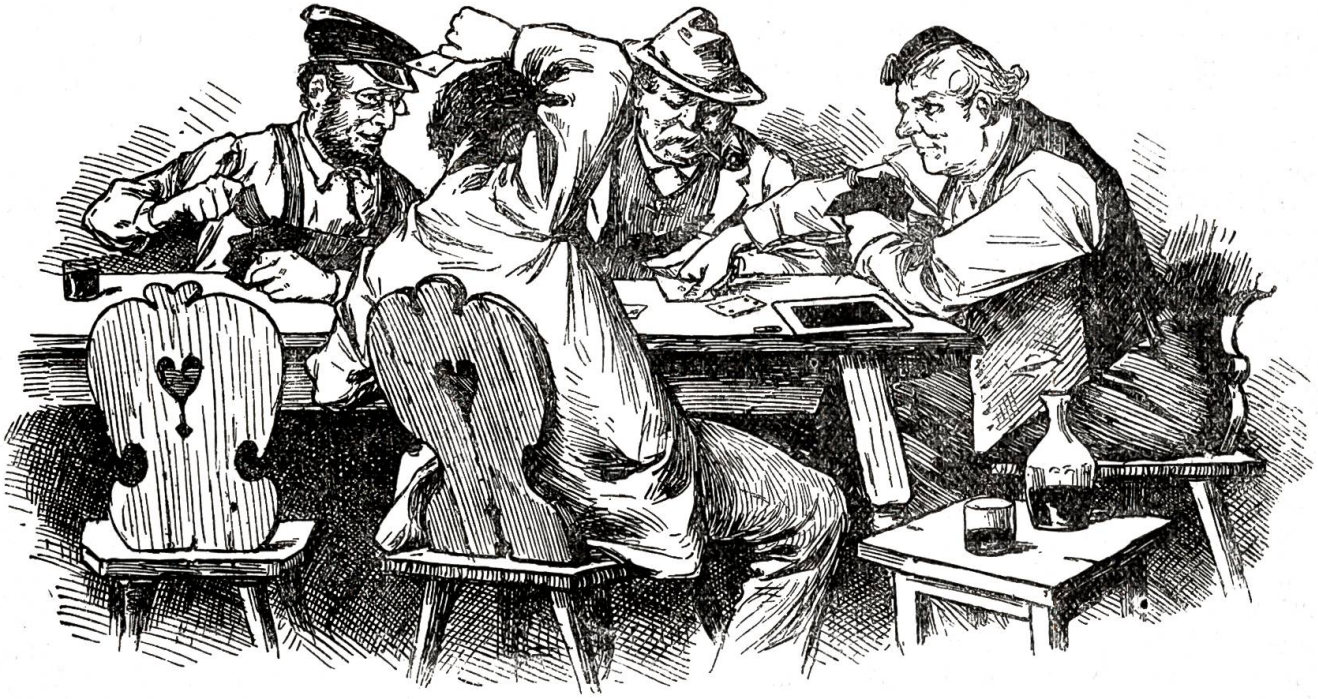
Rudolf lebte mit seiner Frau und seinen vier Kindern — drei Söhnen und einer Tochter — im besten Einvernehmen. Hans, sein Ältester, half ihm bereits tüchtig in der Werkstatt für die zahlreichen Kunden arbeiten, während Liseli, das Mädchen, die Mutter im Hauswesen unterstützte. Die beiden jüngern Knaben gingen noch in die Schule.

Wo aber gutes Einvernehmen herrscht, schleicht sich gerne der Böse ein, um den Samen der Zwietracht auszusäen, der nur zu leicht fruchtbaren Boden findet. Eines Frühlings zog der Nebenmieter, welcher mit unserer Familie eng befreundet gewesen war, aus, und eine Witwe, Namens Susanna Kolbenzwing, nahm seine Stelle ein. Dieselbe war wegen ihrer glatten, spitzigen Zunge weit und breit gefürchtet. Sie war eine Nähterin, befaßte sich daneben aber hauptsächlich mit Klatsch und Wahrsagerei. Weil die Dummen nicht alle werden, fand sie zahlreichen Zuspruch. Ihr Mann war ein schwindsüchtiger Schneider gewesen, dem sie jeweilen die Batzen vorzählte und den sie auf alle mögliche Weise drangsalierte. Kein Wunder, daß der geplagte Mann mehr noch den bösen Worten seiner Xanthippe als seiner Schwindsucht in kurzer Zeit erlag.

Züsi that im Anfang mit allen Gliedern der Biberschen Familie sehr freundlich, besonders aber mit Elsi. Sie kam an den Sonntagen, oft auch an den Abenden, zu dieser auf Besuch. Rudolf war gewöhnlich abwesend. Er trank nach der Woche Mühe und Lasten des Sonntags gerne sein Schöpplein im Wirtshaus. Elsi hatte bis dahin durchaus nichts dagegen gehabt. Rudolf war immer des Abends rechtzeitig und ordentlich nach Hause gekommen und nach dem Abendessen freundlich und friedlich bei den Seinigen geblieben. Nun aber rechnete Züsi der Nachbarin vor, wie viel Geld ihr Mann so unnütz verthue und was man alles dafür anschaffen könnte. Wenn die „donnstigs Mannevölcher" die ganze Woche hindurch an ihrem „Lung" oder an einem Stumpen „lüllen" können, so sei es dann gar nicht nötig, daß man sie obendrein noch des Sonntags ins Wirtshaus lasse; ein Gläslein „Brönz" daheim thäte es auch; alles andere sei sündhafter Luxus und Verschwendung. So räsonnierte Züsi und „reisete" Elsi gegen ihren Mann auf. Dieses ließ sich wirklich auch aufweisen. Es stieg ihm zu Kopfe, Rudolf brauche mehr, als sich für ihre Verhältnisse schicke. Elsi wurde unfreundlicher, härter gegen den Mann, ließ hie und da einen Trumpf gegen leichtsinnige Wirtshaushöckler fliegen und kochte ihm nicht mehr so sorgfältig wie früher.

Weil er des Zankens ungewohnt war, drehte er sich um und verschwand...

Rudolf merkte bald, woher der Wind blies, und bat eines Abends seine Frau, sich doch ja von der eingedrungenen Schlange loszumachen. Doch damit schlug er bei Elsi den Zapfen aus dem Faß. Hui, sprudelte das los über den armen Wagner, als ob er der größte Süffel und Lump auf dem ganzen Erdboden wäre! Ein solches Ungewitter hatte er nicht erwartet. Weil er des Zankens nicht gewohnt war, drehte er sich um, setzte seinen Hut wieder auf und verschwand, die fauchende und schimpfende Ehehälfte in der Stube zurücklassend. Seine Schritte lenkte er wieder ins Wirtshaus, das er vor wenigen Minuten verlassen hatte. Der Wirt, Alois Netzauer, war nicht wenig erstaunt, ihn zu so ungewohnter Stunde wieder bei sich zu sehen, und begrüßte ihn mit freundlich-ironischem Lächeln. — „Es hat mich übernommen, diesen Abend noch ein Jäßchen zu machen", brauchte Rudolf als Fürwort und setzte sich wieder an den langen Tisch, wo bereits der Schuster Raspel und noch ein anderer hinter einem „Decheli" beim vollen Glase saßen. Bald wurde ein Vierer „geschmiedet", daß die Schwarten krachten, und dazu verschwand vom kühlen Weine Schluck für Schluck in durstiger Kehlen Grund. Es war Mitternacht,



Bald wurde ein Vierer „geschmiedet", daß die Schwarten krachten ...

als Rudolf sein Heim wieder aufsuchte; so spät war er schon lange nicht mehr nach Hause gegangen. Er fand daheim die Thüre verschlossen. Lange klopfte er; aber niemand kam, um ihm zu öffnen. Er hätte in der frischen Aprilnacht im Freien bleiben müssen, wenn sich nicht schließlich der älteste Sohn seiner erbarmt und ihn in seine Kammer hineingelassen hätte. Daß dieses Vorkommnis die Zärtlichkeit zwischen den beiden Ehegatten nicht erhöhte, läßt sich denken.

Von jetzt an war Rudolf Biber bald mehr im Wirtshaus zu finden als in der Werkstatt. Dort trank und spielte er mit seinen Spießgesellen, während er daheim dringende Arbeiten vernachlässigte. Der Wirt flattierte ihm auf alle mögliche Weise; der verstand es überhaupt, Kunden anzulocken. Hatte zufällig der Wagner einmal kein Geld, so gab ihm Alois auf Kredit, und zwar Essen und Trinken, soviel er wollte. Auch der Schuster Raspel schmeichelte ihm beständig, rühmte seine Berufsarbeit oder seinen Wohlstand oder seine Kinder oder sonst etwas. Das eheliche Zerwürfnis war bald bekannt geworden und gab Rudolfs Kumpanen Anlaß, ihn gegen sein Weib in Schutz zu nehmen und über dieses sowie über die Hexe Züsi zu schimpfen.

Daheim gab nun Rudolf seiner Frau ebenfalls böse Worte, die er jeweilen mit Zinsen prompt zurück erhielt. Eltern wie Kinder litten unter dieser Zwietracht unsäglich. Hans, der älteste Sohn, wanderte nach Amerika aus und zog später den älteren seiner Brüder nach. Ihre Tochter Liseli wollte auch nicht mehr in diesem Fegfeuer bleiben und zog zu fremden Leuten in einen Platz. Sie haßte die Susanna Kolbenzwing wie Gift und hatte ihre Mutter oft vor derselben gewarnt, doch vergeblich. Nach dem Wegzug dieser Kinder verleidete dem Vater sein Heim noch mehr. Jetzt schien die Liebe ganz daraus gewichen zu sein. Elsi ließ sich von Züsi ganz um den Finger wickeln, und Rudolf fand nur noch im Wirtshaus teilnehmende Gemüter und freundliche Gesichter, nach seiner Meinung wenigstens.

Eines Abends saßen Züsi und Elsi wieder bei Kaffee und allerlei Klatsch zusammen; Rudolf war ins Wirtshaus gegangen. Da brachte der Briefträger einen Brief von ihrem ältesten Sohne in Amerika. Derselbe war an den Vater adressiert, aber Elsi öffnete ihn ohne weiteres und fand darin zu ihrer großen Freude eine Zehndollarbanknote. Sogleich sagte sie, davon brauche jetzt ihr Mann, der Höck, nichts zu wissen und „spienzelte" Züsi das schöne Papierchen. Zuletzt

nahm sie die Bibel von der kleinen Fensterbank und legte es darein. Vor Freuden konnte Elsi in jener Nacht kaum schlafen, und doch erhielt Rudolf, als er aus dem Wirtshause heimkehrte, zu seiner großen Verwunderung keine Gardinenpredigt. Aber, o Schrecken! Als Elsi am Morgen in der Bibel nachschaute und die Banknote hervorholen wollte, war diese spurlos verschwunden. Wer hatte sie wohl weggenommen? Zuerst warf sie Verdacht auf ihren Mann. Doch der las schon geraume Zeit nicht mehr in dem Buch der Bücher. Geld zeigte er auch nicht mehr als sonst. Sollte wohl Züsi —, allein Elsi bebte vor diesem Gedanken zurück. In ihrer Verlegenheit lief Elsi zu einer Wahrsagerfrau, einer Konkurrentin von Susanna Kolbenzwing. Diese erklärte ihr denn auch nach allerlei Hokuspokus, eine nahe Bekannte und kluge Schlange habe das Geld genommen. Elsi glaubte ihr um so mehr, als Züsi sich seit einigen Tagen nicht mehr gezeigt hatte; sie sei in ein entferntes Haus auf die Stör gegangen, hieß es. Schnurstracks lief die Getäuschte zu einem Landjäger und machte diesem die bestimmte Anzeige, Frau Susanna Kolbenzwing habe ihr eine Banknote im Wert von 10 Dollars gestohlen. Dieser veranstaltete mit dem Gemeindepräsidenten bei der Verdächtigen eine Hausdurchsuchung, aber leider ohne Erfolg. Züsi beschwor hoch und teuer, es sei unschuldig, und klagte nun seinerseits gegen Elsi wegen Verleumdung. Diese war geliefert und wurde zu einem Tag Gefangenschaft, zu den Kosten und zu einer Entschädigung an die klagende Partei verknurrt.

Rudolf, welcher jetzt in alles eingeweiht werden mußte, sollte bezahlen. Weil ihm dies nicht sogleich möglich war, wurde er betrieben. Guthaben waren keine mehr vorhanden. Rudolf hatte sie alle eingezogen und bei Alois Netzauer verjubelt. Verdient hatte er schon lange bereits nichts mehr. Der Wirt, den er um ein Darlehen ansprach, zuckte bedauernd die Achseln und lehnte ab. Jetzt mußte derselbe plötzlich auch Geld haben. Zudem hatte Rudolf seinem Zechgenossen Raspel auf einem Wechsel Bürgschaft geleistet, den dieser nicht einlösen konnte. — Elsi hatte allerhand Sachen auf Kredit genommen, und plötzlich wollten die Lieferanten auch bezahlt sein. Alle diese Forderungen wurden nun geltend gemacht, und unsern Eheleuten wurde fast die

Eines Abends saßen Züsi und Elsi wieder bei Kaffee und allerlei Klatsch zusammen ...

ganze Habe gepfändet. Ihre Söhne in Amerika versuchten zu helfen; aber das war fast wie ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die gepfändete Habe wurde versteigert. Jetzt wollte sie Herr Fink, der Eigentümer des Hauses, nicht mehr in seiner Wohnung dulden — Züsi hatte ihn aufgereiset — und im nächsten Frühjahr mußten sie ausziehen. So weit hatte sie binnen einem kurzen Jährchen ihre Zwietracht gebracht.

Dem Elsi fielen jetzt endlich die Schuppen von den Augen. Es leistete seinem Mann Abbitte, wogegen dieser feierlich versprach, von seinem Wirtshausleben abzulassen und wieder fleißig zu arbeiten. Sie mußten also fort und zogen nach dem Dorfe Kornstetten, wo es ihnen gelungen war, eine kleine Wohnung samt Werkstatt zu finden. Hier hielten sie wieder zusammen und verlegten sich mit vereinten Kräften aufs Arbeiten und Sparen. Und es ging bald wieder besser. Ihre Tochter kehrte wieder zu ihnen zurück. Ihre Söhne in Amerika schickten fleißig Unterstützungen, und in einigen Jahren war der Schaden wieder gutgemacht. Rudolf lebte wieder mäßig und eingezogen und galt überall als ein geschickter und zuverlässiger Berufsmann. Elsi behandelte ihn stets liebreich und gönnte ihm auch des Sonntags ein Schöpplein oder zwei. Der jüngste Sohn erwählte das Handwerk des Vaters und half diesem getreulich.

Mehrere Gesellen mußten eingestellt werden. Vater Bibers Wohlstand hob sich von Tag zu Tag.

Zehn Jahre später starb Herr Fink in Werkingen, und seine Güter wurden in der Zeitung zum Verkauf ausgeschrieben. Und Rudolfs jüngster Sohn, Albrecht, jetzt ein wackerer 25jähriger Mann, ging hin und kaufte das von seinen Eltern früher innegehabte Heimwesen und bezahlte mehr als die Hälfte des Kaufpreises bar. Das erste, was er hierauf vorkehrte, war, daß er der Susanna Kolbenzwing die Miete aufkündete. Jetzt konnte diese auch gehen. Im Dorfe Werkingen fand sie keine Unterkunft; sie mußte in eine Gegend ziehen, wo man sie noch nicht kannte. Dann ließ Albrecht an dem baufälligen Hause allerhand Reparaturen und Vergrößerungen vornehmen und zog nach einigen Monaten mit seiner Frau in dasselbe ein. An der „Hausräuki" nahmen auch die Eltern teil. Da ergriff Vater Rudolf Biber am reichbesetzten Tische das volle Glas und sagte mit kräftiger Stimme:

„Gottes Segen im neue Hus!
„Laht Fried' und Einigkeit nie drus!
„Sydt einig zsäme, jung und alt,
„Das ist es Läbe, wie Gottes gfallt!"

Klassische Bosheit.

Neugebackener Bureauvorsteher: „Es waren doch ganz eigenartige Empfindungen und Gedanken, die mich bei Einführung in mein neues Amt bewegten." — „So etwa à la Wallenstein: Ich denke einen langen Schlaf zu thun!"

Grabschriften.

Bei Margaretha Fischerin
Liegt auch Johann Fischer d'rin;
Die Ehe wurde durch das Leben Endt,
Die Liebe aber ungetrennt.
Dann beede hier die Ruh' genießen,
Bis sie bei Gericht erscheinen müssen.
Zum Zeichen ihrer Treu'
Grad Nachmittag um drei
Gestorben alle zwei,
Gott ihnen gnädig sei,
Welcher zwölf drei viertel Jahr
Bei der Herrschaft Landskron Pfleger war.

* * *

Hier hat Gott den Alois Steiner vom Zeitlichen ins Ewige übersetzt.

„Willst du nicht heute ins Theater gehen?" fragte eine Frau ihren Mann; „sie spielen ein neues Stück: ‚Die zänkische Frau'." — „Ach nein," sagte der Mann, „das ist nur eine Übersetzung, und ich besitze das Original selbst."

Naive Antwort. „Wenn nun nächstens der Storch kommt, lieber Rudolf, was willst du, ein Brüderchen oder ein Schwesterchen?" — „Wenn es dir ganz egal ist, lieber Papa, so hätte ich wohl am liebsten ein Schaukelpferd!"

Oberst Dr. Ziegler,

Oberfeldarzt der schweizerischen Armee.

Am 20. Mai 1899 bewegte sich ein schöner Leichenzug vom Burgerspital zum stillen Bremgartenfriedhof. Ein im Privatleben einfacher, stiller Mann wurde zur letzten Ruhestätte geleitet, der es in seinem Leben durch seine unermüdliche Arbeitskraft, durch seine Energie, seine Pflichttreue zu einer der höchsten Ehrenstellen eines Schweizerbürgers gebracht. Oberst Dr.

Adolf Ziegler war am 17. Mai abends nach langen, geduldig ertragenen Leiden sanft entschlafen.

Adolf Ziegler wurde am 17. Januar 1833 in seiner Vaterstadt Bern geboren, als einziger Sohn des Herrn Bierbrauer Ziegler zum Maulbeerbaum. Er verlor seinen Vater, als er kaum das erste Lebensjahr zurückgelegt hatte. Seine Mutter, eine äußerst tüchtige Frau, leitete von da an die Erziehung dieses Sohnes. In seinem fünften Jahr trat der Knabe Ziegler in die damalige Wengerschule ein, besuchte nachher die Realschule, wurde im Herbst 1852 an der Hochschule Bern immatrikuliert, um sich dem Studium der Medizin zu widmen. Im Oktober 1857 erwarb er sich das Arztpatent, im November gleichen Jahres machte er das Doktorexamen mit dem Prädikat magna cum laude, worauf ihm nach Einreichung seiner gedruckten Dissertation das Doktordiplom überreicht wurde. Diese Arbeit wurde von medizinischen Autoritäten äußerst günstig beurteilt und erlebte in späteren Jahren drei vollständige Auflagen und die Übersetzung ins Englische, Französische und Holländische. Nach einem Aufenthalt in Wien, Prag und Paris kehrte der junge Arzt 1858 in seine Vaterstadt zurück, um von da an seinem Beruf zu leben. Seine nimmermüde Thätigkeit und sein reiches Wissen öffneten ihm neben seiner ärztlichen Praxis ein weites Feld. So sehen wir ihn in den nächsten Jahren auf verschiedenen Gebieten thätig, als Sekretär des Sanitätskollegiums und der Direktion des Gesundheitswesens des Kantons Bern, als Arzt am Burgerspital, als Brandcorpsarzt, als Mitglied der Sulgenbachschule, als Mitglied und Präsident des leitenden Ausschusses für Konkordatsprüfungen, als Mitglied der städtischen Sanitätskommission 2c. Überall stellte er seinen Mann. Die meisten dieser Stellen behielt er inne, bis ihn der h. Bundesrat am 17. Januar 1876 an Stelle des abtretenden Dr. Schnyder zum Oberfeldarzt der schweizerischen Armee ernannte.

Seine militärische Laufbahn war folgende: Im Jahr 1857 war er Unterarzt der Infanterie, 1861 Batteriearzt mit Oberlieutenantsrang, 1867 Bataillonsarzt mit Hauptmannsrang, 1873 Major im eidgenössischen Gesundheitsstab, 1875 Oberstlieutenant im eidgenössischen Gesundheitsstab und Divisionsarzt der III. Division.

Was er nun in den verschiedenen Zweigen seines Amtes als Oberfeldarzt geleistet, wird in der Geschichte unseres Landes unvergessen bleiben. Sein Hauptverdienst liegt in der Ordnung des schweizerischen Militärsanitätswesens; alle zur Zeit in Kraft stehenden Reglemente, Instruktionen und Lehrbücher betreffend den Armeesanitätsdienst sind unter der Leitung Zieglers erlassen worden und gelten unter den

Sanitätsoffizieren als mustergültige Leistungen. Eine der schwierigsten und heikelsten Aufgaben für den jeweiligen Oberfeldarzt bildet die Handhabung des Pensionsgesetzes, und gerade diese Geschäfte zogen dem Verstorbenen viele Feinde zu, weil er ohne Ansehen der Person, nach gleichmäßig gerechten Grundsätzen seines Amtes waltete. Nicht weniger groß sind die Verdienste Zieglers um den Ausbau der Genferkonvention, worüber ein einläßliches Gutachten aus seiner Feder geflossen ist. Als im Jahre 1882 dank dem Anstoße der ersten Militärsanitätsvereine (Bern und Zürich) der Schweizerische Centralverein vom Roten Kreuz als Nachfolger des aufgelösten „Hülfsvereins für schweizerische Wehrmänner" gegründet wurde, gehörte Ziegler der ersten Centraldirektion als Mitglied an; später war seine Mitgliedschaft eine solche „ex officio".

Den Militärsanitäts- und Samaritervereinen stand Dr. Ziegler gleichmäßig sympathisch gegenüber und es soll ihm unvergessen bleiben, daß er zusammen mit Dr. Robert Vogt den allerersten, vom Militärsanitätsverein Bern ins Leben gerufenen Samariterkurs in Schutz nahm und die als angehende Kurpfuscher und Quacksalber verschrieenen Kursteilnehmer mit seiner Autorität deckte, indem er — weit vorausschauend — bereits den gewaltigen Baum im Geiste erblickte, der aus dem schwachen Samenkörnchen, dem ersten Samariterkurse in der Länggasse zu Bern, hervorgehen sollte und, wir dürfen es mit Stolz sagen, hervorgegangen ist.

Der h. Bundesrat hatte ihn zu wiederholten Malen in ausgezeichneter Weise mit Missionen betraut, so an Kongresse, Konferenzen in Wien, Berlin, Rom, Karlsruhe 2c. Bei diesen Anlässen wurde er in die höchsten Kreise, an kaiserliche und königliche Tafeln geladen; aber sein bescheidenes, stilles Wesen erlaubte ihm nicht, mit diesen Auszeichnungen hervorzutreten. Er war Ehrenmitglied des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweizerischen Militärsanitätsvereins, des Schweizerischen Samariterbundes, der Nordamerikanischen militärärztlichen Gesellschaft, der Société de la croix rouge espagnole 2c. und korrespondierendes Mitglied verschiedener auswärtiger Gesellschaften.

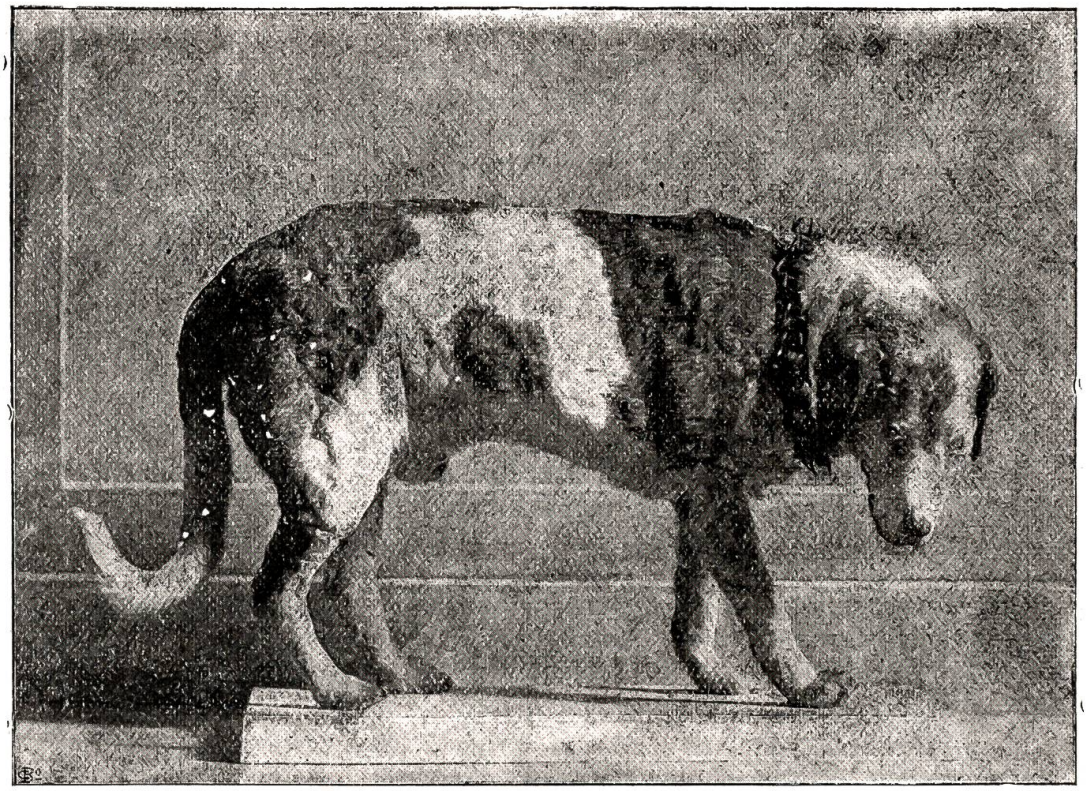
Wie getreu er auch im gesellschaftlichen Leben war, bezeugen folgende Zahlen: 40 Jahre war er ununterbrochen Mitglied der Medizinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern und der Bernischen naturforschenden Gesellschaft, 39 Jahre Mitglied der Schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. Im Schweizerischen Alpenklub gehörte er zu den Gründern, und lange Jahre war er Mitglied der Waisenkommission der Gesellschaft zu Mohren und später deren Präsident.

Wie freute er sich, wenn im Sommer die Ferienzeit heranrückte und er seinen lieben Bergen zueilen konnte. Da blieb kein Blümchen unbeachtet, denn Botanik und Geologie waren schon in frühester Jugend seine Lieblingsfächer. Dort lebte er wieder auf, und neugestärkt kehrte er heim, um mit gewohnter Pflichttreue seines Amtes zu walten. Noch in seinem letzten Lebensjahr hoffte er in seinem lieben Grindelwald die gesunkenen Kräfte heben zu können; aber es war anders bestimmt. So ruht er nun aus von reicher Arbeit. Eine Abordnung seiner lieben Sanitätsmannschaft, deren Wohl ihm so sehr am Herzen lag, senkte ihn am 20. Mai in die kühle Gruft.

Barry.

Auf dem höchsten Punkte des uralten Bergpasses, der von Martinach im Wallis über den großen Bernhard nach Italien führt, steht in dem öden, von nackten, unfruchtbaren, mit ewigem Schnee bedeckten Felsen ringsumschlossenen Thale die höchste menschliche Wohnung der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhards. Hier in der Nähe des unvergänglichen Schnees, wo ein acht- bis neunmonatlicher Winter herrscht, wo in den kalten Tagen des Januars und Februars das Thermometer fast immer auf 20—22 Grad R. unter dem Gefrierpunkt weist, wo mitten in den heißesten Sommermonaten alle Morgen das Wasser zu Eis wird, wo es im ganzen Jahre kaum 20 heitere und helle Tage giebt, hier wohnen 10 bis 12 fromme Mönche, die ihr Leben nicht der unthätigen geistigen Beschauung und für den Nebenmenschen unfruchtbaren Andachtsübungen, sondern ganz im Dienste der Menschen, die ihnen hier fast immer nur als hülfsbedürftig, notleidend oder verunglückt vorkommen, gewidmet haben. Ohne diese würdigen Männer, welche die Pflichten ihrer menschenfreundlichen Stiftung mit musterhafter

Treue und beispielloser Hingebung erfüllen, könnte die Straße über diesen wilden rauhen Berg kaum 2 Monate lang im wärmsten Sommer benutzt werden, und außerdem dürfte schwerlich ein Reisender den großen Gefahren entgehen, die ihn hier bedrohen und rettungslos ergreifen würden. Das Kloster aber bietet jedem Reisenden einen Zufluchtsort dar, wo er die freundlichste Aufnahme, Pflege und Hülfe findet. Am thätigsten und unermüdetsten üben die wackeren Klosterbrüder ihren Beruf zu den Zeiten, wo durch stürzende Schneelawinen, durch Nebel, tiefgefallenen Schnee, Ungewitter und Schneegestöber jeder Wanderer der augenscheinlichsten Gefahr des Todes ausgesetzt ist. Dann streifen sie selbst und ihre Diener nach allen Seiten umher, geben den Verirrten durch wiederholtes Rufen die Gegend zu erkennen, nach welcher sie sich wenden sollen, suchen sie auf, ziehen die im Schnee Versunkenen mit langen Stangen hervor, scharren die Vergrabenen aus, tragen die von Kälte Erstarrten und die Ermüdeten ins Kloster und lassen kein Mittel unversucht, das zur Rettung und Erhaltung der Verunglückten in ihrer Gewalt ist; und so werden alljährlich viele Menschenleben gerettet. Schon seit vielen Jahren bedienen sich diese menschenfreundlichen Klosterbrüder zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter Hunde, von einer großen Doggenart, die sie mit sich nehmen oder auch allein aussenden, um Verunglückte aufzuspüren. Sobald der Hund einen solchen Unglücklichen ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und giebt durch Bellen, Wedeln und freudigunruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oftmals hängt man diesen Hunden auch ein Fläschchen mit Branntwein oder anderm stärkenden Getränke und ein Körbchen mit Brot an den Hals, um es einem schwachen, ermüdeten Wanderer, der nicht mehr weiter konnte, zur Erquickung und Stärkung darzubieten.



Ein solcher Hund war unser Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienst der Verunglückten, und er allein hat in seinem Leben mehr denn 40 Menschen gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten oder die gefährlichen Schneegestöber sich von weitem ankündeten, hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück; nun strich er rastlos und bellend überall umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren, ob er nicht irgend einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könne, und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuern Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei.

Als das edle, treue Tier alt und kraftlos war, sandte es der würdige Prior des Klosters durch einen seiner Diener nach Bern, mit dem Wunsche, daß es nach seinem Tode, welcher im Jahr 1814 erfolgte, in unserm Museum aufgestellt werden möchte. „Es ist", schrieb der gefühlvolle Mann, „mir angenehm und gleichsam ein Trost, zu denken, daß dieser treue Hund, der so vieler Menschen Leben rettete, nach seinem Tode nicht so bald vergessen sein wird!"

Meißner („Alpenrosen 1816").

Ein sehr zerstreuter Gelehrter klopfte seine Pfeife auf dem Tische aus und rief dann laut: Herein!

In einer Zeitung stand unter der Rubrik „Wissenschaftliche Nachrichten" folgendes: „Bei dem berühmten Museum zu P. erstreckt sich das Ausstopfen der Vögel sogar auf die Fische."

Ein junges Mädchen brachte einen Brief ohne Aufschrift zur Post. — „An wen soll er denn?" fragte der Postbeamte. — „Ach!" sagte das Mädchen und zupfte verlegen am Schürzenbande. — „Wohl an den Liebsten, mein schönes Kind?" — „Ja", stammelte sie kaum hörbar. — „Aber wie heißt er und wo wohnt er?" — Rasch versetzte das Mädchen: „Sie brauchen auch nicht alles zu wissen!" und lief fort, indem sie dem erstaunten Postbeamten den Brief in der Hand ließ.

Gedankensplitter.

Das Ehrgefühl ist wie die Jungfräulichkeit: Da giebt es kein Mehr oder Weniger, sondern nur ein Ja oder Nein.

* * *

Vor manchem Kummer allzuerst
Kann Arbeit dich bewahren;
Über einen holp'rigen Weg
Ist besser geh'n, als fahren.

* * *

Der Mensch wird nicht zum Glück geboren,
Nur daß er seine Pflicht erfüllt.

* * *

Es ist leichter, zwei Herde zu bauen, als auf einem Feuer zu unterhalten.

Kuriose Grabschriften.

Was Job über die Menschen hat geschrieben,
Ist in der That nicht übertrieben,
Der Mensch vom Weibe kömmt,
Ist arg mit Elend überschwemmt,
Er weilet hier nur kurze Zeit
Und wandert dann in die Ewigkeit.

* * *

Hier liegt der Bote Michel,
Er fiel mit seiner Kraxen,
Brach sich die beiden Haxen,
Die wurden amputiert,
Das hat ihn sehr scheniert,
Dann kam der Brand hinzu!
Gott schenk' ihm die ewige Ruh'!

* * *

Christliches Andenken der Elisab. Eder, welche auf einem schnid Acker (Schnittacker) durch einen schnellen Tod ihr Leben verwechselt hat. 1870.

Die königliche Hülfe.

Der König von Preußen spaziert nicht ungern des Morgens früh, da plagen ihn Fliegen und faule Leute am wenigsten. So spazierte er eines Morgens um sein schönes Schloß herum, welches er in der Nähe von Potsdam hat, und sah eine Frau weinend neben einem Karren stehen, an welchem ein Esel angespannt war. Es war eine Milchfrau, welche Milch auf Potsdam führen wollte, ob sie auch Wasser in der Milch hatte, oder Seife, oder Kalk, oder so was D . . . ., das steht nicht geschrieben, wird aber nicht besser gewesen sein, als die andern Milchweiber, in Potsdam nämlich, in Bern da sind sie alle die ehrlichen Seelen, und keine thäte sich am Wasser versündigen, ja nicht einmal abgenommene Milch brauchten sie in Milch oder Nidle, welche sie — in ihren eigenen Kaffee thun. Also die Frau weinte, und der König wußte nicht, ob sie etwa das Wasser in die Milch zu thun vergessen, darum fragte er, warum sie so nötlich gränne. Ach, sagte sie, mein Esel macht sich stätig, und so bringe ich meine Milch nicht in die Stadt, und was werden meine Kunden sagen? Für stätig sein sind Prügel gut, glaub's, Fraueli, sagte der König, den die Frau nicht kannte.

Ja, da könnte ich lang, sagte die Frau, er wird je länger je stätiger, er geht mir nicht ab Platz, bis ihn jemand bei den Ohren zieht, während ein anderes ihm das Nest salbet mit einem Stecken, nun aber kann ich nicht hinten und vornen sein zu gleicher Zeit. Wenn es nur das ist, sagte der König, so ist zu helfen, nimmt den Esel bei den Ohren und zieht, was er mag, und die Frau auch z'weg und haut, was sie vermag. Da vergehen dem Esel die Flausen, er setzt sich in Lauf, daß der König Zeit hat, sich nebenaus zu machen, wenn er nicht Esel und Karren über sich weg will rumpeln lassen, und in vollem Lauf die Frau Esel und Karren nach, und der König lacht, daß ihm der Bauch kracht, daß er Esel und Karren in Gang gebracht. Es ist mancher ein König, aber Esel und Karren bringt er nicht ab Fleck, nämlich den Staatskarren und die, die daran ziehen sollen.

Dann geht er heim, setzt sich ans Morgenessen, und während seine Frau ihm die Ankenschnitte streicht, lächert es ihn immerfort in den Maulecken.

Was hast du aber, Fritz, sagt sie, denn wenn sie allein sind, so sagt sie ungefähr so, wie eine andere Frau ihrem Manne auch sagt, den Taufnamen, ob sie ihn auch tituliert wie manche Frau ihren Mann: Lädi, Lappi, Lümmel oder gar Gugag, ist nicht bekannt.

Da erzählte der König die ganze Geschichte und konnte vor Lachen fast nicht, und mußte grad use brülle, wenn er daran dachte, wie Esel, Frau und Karren davongestoben.

Die Königin aber, die eine vornehme Person ist, machte ein ernsthaft Gesicht und sagte: Aber,

lieber Fritz, schämst du dich solcher Streiche nicht? Da du noch Kronprinz warest, da mochte etwas angehen, aber, denke daran, daß du jetzt König bist, und ein König und ein Esel, denke doch. J, du gute Frau, sagte der König, was bildest du dir ein! Wie manchem Esel hat doch wohl mein Vater fortgeholfen?

Beim Duell.

Sekundant (zu dem einen Duellanten, der sehr blaß geworden ist und zittert): „Seien Sie mutig! Ich weiß bestimmt, Ihr Gegner wird jetzt in die Luft schießen."

Duellant: „Das ist's ja gerade, was ich fürchte, er ist ja der denkbar schlechteste Schütze."

Ein Amerikaner soll so groß gewesen sein, daß er jedesmal niederknieen mußte, wenn er den Hut abnehmen wollte!

Ein Handwerksbursche, der brotlos war und keinen Ausweg wußte, hatte sich in ein Cholera-spital begeben, um daselbst wenigstens Verpflegung zu erhalten. Bald entdeckte man jedoch, daß er vollkommen gesund sei, und schickte ihn mit dem Urteilsspruch in Arrest: „Wegen unbefugten Anmaßens der Cholera."

Ein Bauernjunge sollte heiraten, fürchtete sich aber entsetzlich vor der Ehe; als nun sein Vater zornig mit den Worten in ihn drang: „Dummer Junge! Sieh mich an, habe ich nicht auch geheiratet?" — sagte er schluchzend: „Ja, Vater, du hast auch nur die Mutter geheiratet, und ich soll eine ganz fremde Person nehmen!"

Der bekannte Berliner Weinhändler Louis Drucker wettete mit einem Gaste, daß dieser sich den Rock nicht allein ausziehen könne. Die Wette wird angenommen, und sobald sich der Gast seinen Rock ausziehen will, zieht Drucker auch den seinigen aus, und hat daher die Wette gewonnen.

Stilblüten.

Der Storch bringt die Kinder und die sterilisierte Milch der Molkerei X. kräftigt sie und hält sie dauernd gesund.

Schwägler, ein vergessener Künstler.

Zu unseren farbigen Bildern.

Seinem Versprechen gemäß bringt der „Hinkende Bot" auch in diesem Jahre wieder zwei Kostümbilder zur Vervollständigung der Sammlung, und zwar: ein Trachtenbild aus Basel und eines aus dem Kanton Schweitz, wie es früher hieß.

Die Trachten in den kleinen Kantonen erhalten sich viel länger als da, wo großstädtisches Leben die alten Sitten und Gebräuche verwischt, aber auch in den kleinsten Orten sind die alten schönen Trachten im Aussterben begriffen oder werden doch nur noch bei ganz besonderen Anlässen hervorgeholt; es würde den „Hinkenden Bot" gar sehr wunder nehmen, ob im Kanton Schwyz wohl noch eine solche Tracht zu finden wäre, wie die, in welcher Franz Föhn und seine Schwester, aus dem Muttethal, uns vorgeführt werden; jedenfalls ist das eher möglich als bei der Baslertracht; vielleicht daß sich noch ganz alte Leute daran erinnern.

Die beiden andern Bilder sind, im Gegensatz zu den letztjährigen Nachtbildern, helle, freundliche Bilder, welche zwei der wichtigsten Momente im menschlichen Leben, Hochzeit und Kindstaufe, veranschaulichen. Der Künstler, diesmal ist es nicht König, sondern Schwägler, hat die heimeligen Häuser, den schönen Menschenschlag und die kleidsame, malerische Tracht aus dem Emmenthal zum Vorbild genommen und zwei Bilder geschaffen voller Poesie und Gemüt, wie man sie sich nicht lieblicher wünschen könnte. Jedenfalls ist Schwägler als Darsteller von Volksgebräuchen und Kostümbildern bei weitem nicht so berühmt wie König; es ist ein großer Unterschied zwischen der Auffassung der beiden Künstler, obschon sie der nämlichen Schule angehören und zur nämlichen Zeit gelebt haben.

König zeigt uns seine Volkstypen genau so, wie sie sind, schlicht und einfach im Alltagsgewand, während Schwägler sie uns im Brautschmuck und Feierkleide vorführt. — Schwägler war auch nicht Volksmaler im eigentlichen Sinn des Wortes, er hat sich vielmehr als historischer Maler einen Namen gemacht.

Über seine Lebensgeschichte ist wenig bekannt, nicht einmal ein Geburtsjahr kann mit

Schwægler

Ländliche Hochzeit Emmenthal Noces villageoises

Sicherheit festgestellt werden; so viel ist sicher, daß er ein Zeitgenosse Königs und Freudenbergers war. Es existieren Arbeiten und Bilder von ihm aus dem Jahr 1842, aber es ist anzunehmen, daß seine hier zum Abdruck gebrachten Bilder zur Zeit der französischen Revolution entstanden sind; der Stempel und Charakter der damaligen Zeit ist ihnen deutlich aufgedrückt.

Es gereicht dem „Hinkenden Bot" zur Genugthuung, einen so tüchtigen bernischen Künstler aus der Vergessenheit hervorzuziehen und seine lieblichen Schöpfungen einem großen Publikum zugänglich zu machen.

Sehr einfach.

Hausherr: „Nee, Frau Müller, das geht Sie aber nicht so weiter! Wieder sind drei Wochen über die Zinszeit und ich habe noch keen Pfeng von Sie!" Müllern: „Entschuldigen Sie nur, es war mir aber beim besten Willen noch nicht möglich." Hausherr: „Ach was! Wenn Sie keinen Zins bezahlen können, dann kaufen Sie sich doch selber ein Haus!"

Diverses.

Jüngsthin kam aus einem abgelegenen Orte des Berneroberlandes der Knabe eines Tauners zum Arzte nach Wimmis und wollte mit demselben „g'schwind" etwas reden. Der Arzt, der gerade im Gespräch mit einem Patienten begriffen war, hieß den Knaben warten und lud ihn zum Sitzen ein. Der Bube aber erklärte, er habe nicht Zeit, die Sache sei bald abgethan, sein Vater schicke ihn nur, um etwas zu fragen; die Großmutter sei nämlich die Stiege hinuntergefallen und habe das Bein gebrochen, jetzt möchte der Vater wissen, „öb es no der Wert syg, das Bei ume z'machen".

* * *

Zu einem kranken Bauer kommt ein Arzt und verschreibt ihm Medizin. Des andern Tages frägt er bei seinem Besuche die Frau des Patienten: „Nun, wie ist ihm die Medizin bekommen?" — „Ja, Herr Doktor, die Medizin mag schon gut sein, aber alle zwei Stunden ins Wasser, das hält er nicht lange aus!" — Auf der Schachtel stand: „Alle zwei Stunden ein Pulver in Wasser zu nehmen."

Schweizerchronik für das Jahr 1898/99.

1898.

Der Kalenderschreiber hat seine Rundreise durchs liebe Vaterland wieder begonnen und wird in Städten und Dörfern, in schönen Thälern wie in Gebirgsgegenden seine Aufzeichnungen machen, um den Lesern und Leserinnen des „Hinkenden Boten" kurze, aber interessante Begebenheiten mitteilen zu können.

Juli 1. Der Nationalrat bewilligte für die Errichtung eines schweizerischen Hengsten- und Fohlendepots in Avenches einen Kredit von Fr. 372,000. — Der Ständerat bewilligte eine Nachsubvention von 40 % für die Broyekorrektion (Fr. 880,000).

2./3. Am schweizerischen Velo-Wettrennen in Basel nahmen 350 Radfahrer teil. — Am schweizerischen Pferderennen in Bern erhielten 1. Preise: Trabfahren: Chr. Schladenhaufen, Carouge. Zuchttrabreiten: Fahrni, Thun. Trabreiten: Schladenhaufen, Carouge. Croß-Country: Blancpain, Freiburg. Flachrennen: Blancpain, Freiburg. Jagdreiten: Erzer, Seewen. Hürdenrennen: A. v. Tscharner, Bern. Zuchtflachrennen: Müller, Kriens. Offiziers-Jagdrennen: v. Müller, Hofwyl. — Schweizerischer Stenographentag in Bern: Am Wettschreiben beteiligten sich 100 Teilnehmer.

den Susten nach Waffen wollten und verunglückten.

30. Nach dem Jahresbericht der Ökonomischen und gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern beträgt die Gesamtzahl der Mitglieder 13,538, Zuwachs 1898: 755.

31. † Dr. Wilhelm Lindt, im Alter von 72 Jahren, hochgeschätzt als hervorragender Charakter und bedeutender Arzt.

Keine Gelegenheit.

A.: „Es ist merkwürdig, wie unpraktisch manche gelehrten Leute sind!" B.: „Ja, das ist wahr. Da ist z. B. der Professor Lange. Der Mann hat sein Leben damit zugebracht, um neun bis zehn Sprachen zu lernen, und schließlich heiratet er eine Frau, die ihn nie zum Wort kommen läßt."

Aha!

Gräfin (Patientin): „Daß Sie noch in der Nacht gekommen sind, rechne ich Ihnen hoch an, Herr Doktor!" Arzt: „Ich Ihnen auch, Frau Gräfin!"

Günstiger Moment.

Studiosus (bei einer Festversammlung einen Toast haltend): „Gestatten Sie mir, meine so geehrten Herren, daß ich den günstigen Augenblick benütze, wo wir alle so friedlich und in heiterer Laune beisammen sind, um noch vor Schluß des so herrlich und so würdig verlaufenden Festes an Sie eine Frage zu richten: Kann mir vielleicht einer der Herren bis zum Ersten 20 Mark pumpen?"

Amerikanisch.

Kindermädchen: „Du solltest dich schämen, Bobbie, so ungezogen zu sein, — in zwei Tagen ist Papas Geburtstag." Bobbie: „Dann muß ich erst recht ungezogen sein, damit ich ihm doch übermorgen versprechen kann, besser zu werden."

Gegenseitig.

Arzt: „Sie muten Ihrem Magen am Sonntag viel zu, lieber Freund!" Patient: „Macht nichts, während der Woche arbeite ich und er ruht aus, Sonntags muß er arbeiten und ich ruhe aus."

Unüberlegt.

Herr (zum Diener): „Ein nichtsnutziges Subjekt bist du, ein Tagedieb, ein versoffener Lump, der stets vergißt, daß er all das, was er ist, nur durch mich geworden ist."

Aus einem Lokalbericht.

. . . „Bei dem einen Zuge wurde die Lokomotive samt Tender gänzlich zermalmt; die Lokomotive des Lastzuges kam mit dem bloßen Schrecken davon."

Grabschriften.

In Stuhlfelden in Oberpinzgau.

O Gott, was wird das werden,
Wenn Erden in Erden gelegt wird werden?
Und Erden mit Erden bedeckt wird werden?
Und hat Erden auf Erden nichts Guts gethan,
Wie wird vor Gott Erden bestehen alsdann?

* * *

Über dem Friedhofseingang in Jerzens.

Scepter, Kron' und Bauernkappen
Thut man hier zusammenpappen.

* * *

Bei den Rheinthaler Seen.

Außen steht:

Hier liegt Hans Sauf,
Wandrer, mach' das Thürl' auf.

Innen steht:

Gott geb' ihm die ewige Ruh',
Wandrer, mach' das Thürl' zu.

Illusionen.

Man behält nur diejenigen, die man sich über sich selber macht.

* * *

Die Menschen können die Geheimnisse der andern bisweilen, ihre eigenen fast niemals bewahren.

* * *

Das Ehrgefühl ist wie die Jungfräulichkeit: Da giebt es kein Mehr oder Weniger, sondern nur ein Ja oder Nein.

Fr. Bodenstedt (1819—1892).

Trauriges Familiengeschick.

Anläßlich der unerhörten Schandthat, der Ermordung der Kaiserin Elisabeth in Genf, wurde eine Zusammenstellung der tragischen, gewaltsamen Todesfälle in der kaiserlichen Familie Österreichs und des mit ihm verbundenen Hauses der Wittelsbacher gemacht. Es sind dies folgende:

Kronprinz Rudolf von Österreich-Ungarn schied am 30. Januar 1889 im Jagdschlosse Mayerling gewaltsam aus dem Leben.

Herzogin Sofie von Alençon, Schwester der Kaiserin, die einstige Braut Ludwigs II. von Bayern, fand im Mai 1897 den Flammentod in Paris.

Kaiser Maximilian I. von Mexiko, Schwager der Kaiserin, wurde am 19. Juni 1867 in Queretaro erschossen.

Erzherzog Wilhelm Franz Karl, Hoch- und Deutschmeister, starb im Sommer 1894 in Baden bei Wien infolge Sturzes vom Pferde.

Erzherzog Johann von Toscana, welcher allen Würden entsagt und den Namen Johann Orth angenommen hatte, verscholl in Südamerika auf hoher See.

König Ludwig II. von Bayern, Vetter der Kaiserin, endete am 13. Juni 1886 durch Selbstmord, indem er sich im Starnbergersee im Wahnsinn ertränkte.

Graf Ludwig von Trani, Prinz beider Sizilien, Gemahl der Herzogin Mathilde in Bayern, Schwester der Kaiserin, starb in Zürich durch Selbstmord.

Erzherzogin Mathilde, die Tochter des Feldmarschalls Erzherzog Albrecht, fand den Tod im Palais ihres Vaters, indem ihr Kleid durch ein brennendes Zündhölzchen in Flammen geriet.

Erzherzog Ladislaus, Sohn des Erzherzogs Josef, verunglückte auf der Jagd durch Entladung seines Gewehrs.

Zu ihnen ist nun auch noch die in Genf ermordete Kaiserin Elisabeth zu zählen.

Gedankensplitter.

Jeder Beruf ist recht, wenn man ihn nur recht betreibt und sein ganzes Herz, all seinen Eifer hineinlegt.

Guyer-Zeller und die Jungfraubahn.

Am 1. April 1899 ereilte der Tod nach kurzem Krankenlager den Schöpfer und kühnen Leiter des großartigen Werkes der Jungfraubahn.

Guyer stammte aus einem angesehenen Geschlechte des Zürcher Oberlandes. Sein Oheim war jener Müller Guyer, der auf dem Ziemiker zu Uster 1830 eine Rolle spielte. Im Neuthal bei Bauma betrieb Guyer-Zeller eine Fabrik;

Tunnel, Grindelwald-Felsengalerie und Paßweg.

die ganze Gegend hatte sich des Gedeihens zu erfreuen, von dem die Spekulationen ihres Mitbürgers begleitet waren. Während des Tiefstandes der schweizerischen Eisenbahnpapiere kaufte Guyer im felsenfesten Vertrauen auf die Zukunft unserer Verkehrswege gewaltige Posten von Aktien der Nordostbahn, Gotthardbahn, Vereinigten Schweizer Bahnen zusammen, und er fuhr in diesem Erwerbe unermüdlich fort, ohne von seinem Besitz je wesentliche Teile zu veräußern. Er war nichts weniger als ein

Vom Bau der Jungfraubahn: Schotterung.

Börsenspieler gewöhnlichen Schlages, der seine Operationen nach den Tageskursen der Börse einrichtet. Sein Absehen war auf eine Ferne gerichtet, die von Jahr zu Jahr näher rückte. Und seine Erwartungen betrogen ihn nicht.

Als der alte Glanz unserer Eisenbahnwerte zurückgekehrt war, befand Guyer sich in einer machtvollen Stellung innerhalb unserer Bahngesellschaften, und der Tag kam, da er sich als Herrn der Nordostbahn fühlte. Wie er in diesem Bewußtsein von seiner Macht gewaltthätigen Gebrauch machte, um eigene Meinung und persönlichen Willen durchzusetzen, ist bekannt, ebenso wie viel dies Gebaren zum Entschluß des Schweizervolkes beigetragen hat, die Bahnen den Gesellschaften abzunehmen.

Seit 1894 war Guyer Verwaltungsratspräsident der Nordostbahn, eifrig, rastlos thätig, reich an Einfällen und Plänen, für die neuen Männer, die er sich zur eigentlichen Leitung der Bahn ausgewählt hatte und die zum Teil mit dem anerkennenswertesten Fleiß und Geschick der schweren Aufgabe oblagen, oft ein unbequemer Vorgesetzter, dem sie entgegentreten mußten. Daneben betrieb er den Plan der Rätischen Orientbahn und bohrte den Eigergletscher an, um eine Bahn auf den Jungfraugipfel zu führen. Auch interessierte er sich für die lokalen Nebenbahnen.

Guyer war eine durchaus eigenartige Natur. Ein an Genialität streifender Geschäftssinn verband sich mit einem bizarren und phantastischen Hang, die sorgfältigste Berechnung mit einer ausgesprochenen Neigung zu uferlosen Plänen, eine bis zur schroffsten Härte und Ungerechtigkeit getriebene Rücksichtslosigkeit in der Verfolgung eigener Interessen mit unleugbarer Großmut und weitgehender Freigebigkeit. Herr Guyer-Zeller verkörperte in der Schweiz zum erstenmal jenes Eisenbahnkönigtum, von dem wir vor ihm nur aus Amerika Kunde hatten und das gar nichts gemein hat mit unserm früher vielberufenen politisch gefärbten Eisenbahnbaronentum. Der Tod des hochbegabten und rätselhaften Mannes wird in der ganzen schweizerischen und ausländischen Geschäftswelt nachwirken.

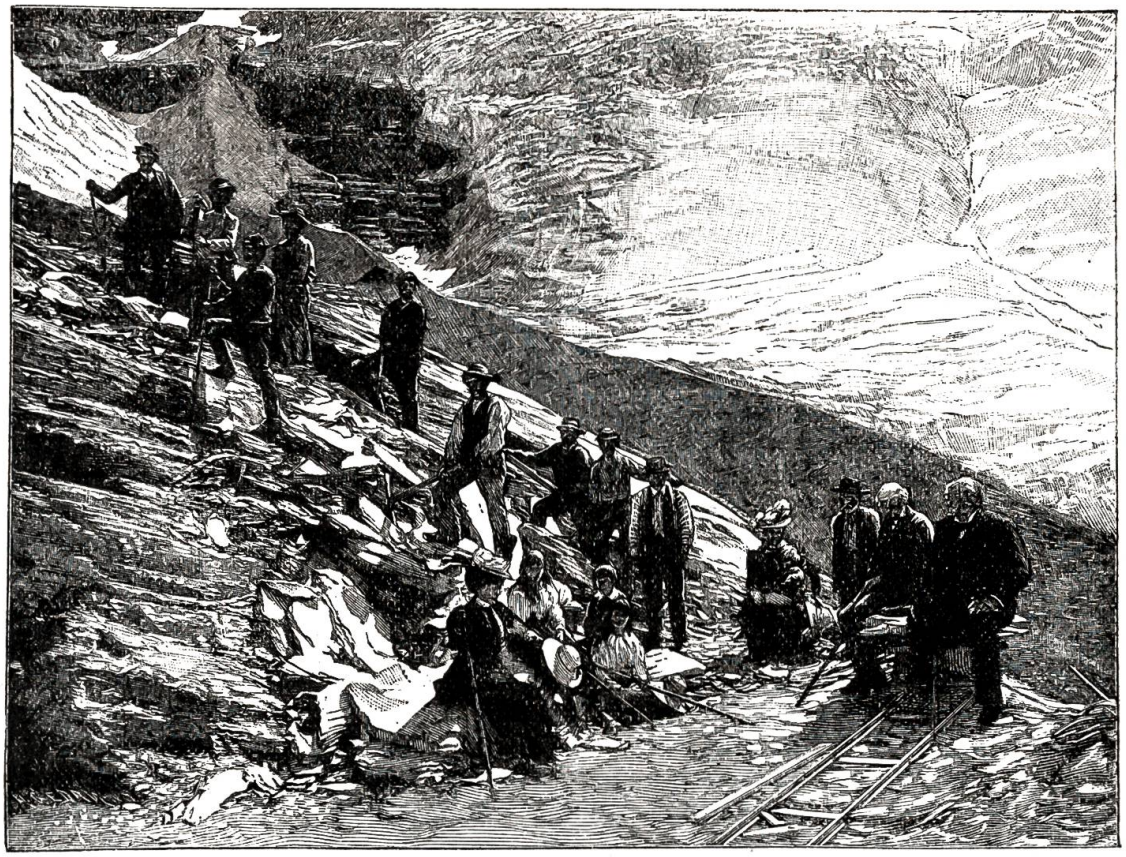
Die Erbauung der Jungfraubahn hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht; ob dieselbe nun mit ihm ins Grab sinkt, oder ob seine Erben das Riesenwerk weiter führen, wird die Zukunft lehren.

Wir möchten hier im Anschluß an oben Gesagtes noch kurz einige Notizen bringen über die bis jetzt ausgeführten Arbeiten.

Die Bahn läuft teils oberirdisch, teils in gebohrten Tunnels. Die unterirdische Linie geht, von der östlichen Wand des Eigers auslaufend, in langsamer, stetiger Steigung unter Eiger und Mönch hindurch zum Gipfel der Jungfrau.

Bei der Station Scheidegg (2066 Meter) von der bestehenden Zahnradbahn Lauterbrunnen-Grindelwald abzweigend, zieht die Jungfraubahn zunächst über die sanft ansteigenden Matten bis zur Station Eigergletscher am Fuße der Eigerwand. Hier beginnt der Tunnel, der zunächst südlich verläuft bis zur Station Grindelwald-Galerie (2649 Meter), die einen bezaubernden Niederblick auf das breit sich öffnende grüne

Grindelwaldthal mit Schreckhorn und Wetterhorn gewähren wird. Dann biegt die Linie in großer Kurve nach Westen um, geht auf die Walliser Seite des Gebirges über und zieht so fort zur Station Eiger (3221 Meter) und zur Station Mönch (3623 Meter). Von dem ersten Punkte aus hat man den Blick auf den großartigen Aletschgletscher, das Rhonethal und die Zermatter Riesen. Dann senkt sich die Bahn, um den tiefen Einschnitt des Jungfraujoches (3560 Meter), das den Mönch von dem eigentlichen Jungfraumassiv trennt, zu überwinden. Hier ist die Station Guggigletscher-Galerie (3393 Meter), wieder auf Berner Seite. Nun stetig ansteigend, ungefähr auf der Wasserscheide des Gebirges, erreicht die Bahn, zuletzt noch eine mächtige Schleife bildend, ihr Ziel, die Station Jungfrau, 4100 Meter, die durch einen senkrecht in die Höhe gehenden Elevator, sowie durch Wendeltreppen mit dem Jungfraugipfel, 4165 Meter, verbunden wird. Letzterer erhält einen wetterfesten, sicheren Pavillon, der Raum für eine große Anzahl Besucher bieten soll.



Vom Bau der Jungfraubahn: Guyer-Zeller und seine Genossen.

Etwas unklar.

„Wie stehen Sie eigentlich mit Herrn N.?" „Ja, sehen Sie, der war mir etwas zu nahe getreten und da sind wir auseinander gekommen, da kamen wir mal zusammen, um uns auseinander zu setzen, da wir dabei aber sehr zusammen kamen, so sind wir jetzt gänzlich auseinander."

Benutzte Gelegenheit.

Junger Ehemann: „Kätchen, du bist das Licht im Dunkel meines Daseins." Junge Frau: „Dann mußt du mich aber auch gehörig putzen."

Aus der Geschichtsstunde.

Lehrer: „Aristides rächte sich nicht an den Athenern, sondern vergaß das ihm zugefügte Unrecht. Auf welche Eigenschaft läßt das schließen, Müller?" Müller: „Auf Vergeßlichkeit!"

Handgreifliche Erklärung.

Richter: „Erzählen Sie einmal, Angeklagter, wie die Schlägerei vor sich ging!" Angeklagter (nachdem er sich eine Weile bedacht hat): „Hm ja also: Wo Sie sitzen, Herr Richter, is der Hieselbauer g'sess'n, und da bin i g'sess'n. So, und jetz schmeißen Sie mal Ihren Stuhl herüber!"

Der Untergang des Dampfers „Stella“.

Am Donnerstag morgen verließ von der Waterloo-Station ein stark besetzter Vergnügungszug London. 183 Personen hatten, verlockt durch billige Fahrpreise und auch weil sie während der Ostertage Zeit dazu fanden, den Zug genommen. Von Southampton aus sollte sie der Dampfer „Stella“, eines der besten und schnellsten Schiffe der South-Western Line, nach der Insel Guernesey bringen. Das Wetter war köstlich. Eine frische Brise kam frühlingslau vom Ocean, und an Bord herrschte infolgedessen die fröhlichste Stimmung. Man sang, ein Harfner und ein Geiger spielten lustige Weisen auf, Irländer sangen die ergreifend schönen Lieder der grünen Insel.

Nach dreistündiger Fahrt änderte sich das Wetter schnell. Wind sprang auf und bald legte sich leichter Nebel über die Fluten. Der Kapitän, Herr Reeks, einer der erfahrensten Seeleute des Kanals, ließ das Schiff halbdampf gehen. Der Nebel lichtete sich teilweise und ganze Stellen waren nebelfrei. Daher schloß der Kapitän, daß der Nebel, wie man sagt, nicht allgemein, sondern nur in Bänken stehe, und um seine Fahrgäste nicht um ihren Feiertag zu bringen, vielleicht auch verleitet durch das allgemeine Bedauern wegen des Wetterumschlages, ließ er wieder Volldampf aufmachen und mit einer Schnelligkeit von zwanzig Knoten eilte das große Schiff durch die weiße Nebelwand.

Da — plötzlich große Schatten rechts, eine schwarze Masse taucht auf, der Mann auf dem Ausguck brüllt: Brandung voraus; die Seeleute stürzen nach dem Vorderschiffe. Der Kapitän schreit: Volldampf zurück: Die elektrischen Klingeln schellen — ein Stoßen, Krachen, Knirschen — und das Schiff saust mitten in die speerscharfen Spitzen der Klippen hinein, welche ihm die stahlgepanzerten Seiten wie mit Seciermessern aufschlitzen.

Wegen des Nebels befanden sich die meisten Passagiere im Salon. Der furchtbare Stoß warf alle durcheinander und die erblaßten Gesichter zeigten, daß alle sich der Gefahr bewußt waren. Man stürzte an Deck, und die Vorbereitungen der Mannschaft bewiesen, daß ernste Gefahr vorhanden war. So erscholl das Kommando: „Boote hinunter!“ Die Seeleute, die Offiziere voran, arbeiteten mit Hast und Anstrengung, und ihre Thätigkeit, die sich in größter Ordnung vollzog, beruhigte die Passagiere einigermaßen. Eile that not: das Schiff legte sich seitwärts und sank zusehends.

Die Passagiere wurden nach dem Vorderdecke geschickt. Die Frauen und Kinder standen in erster Reihe, etwa dreißig. Das zweite Kommando kam: „Die Boote los! Frauen und Kinder zuerst!“ Schnell, aber in aller Ordnung wurden sie in die Boote gebracht, oft nach herzzerreißendem Abschiede für die Ewigkeit. Ein Mann stieß seine sich an ihn klammernde Frau sanft von sich mit den Worten: „Geh um der Kinder willen!“ Sie wurde gerettet; der Mann ging unter. In zwölf Minuten waren sechs Boote klar, eine großartige Leistung in so kurzer Zeit! Kapitän Reeks stand immer noch auf der Brücke, und nachdem alle Frauen von Bord waren, rief er sein letztes Kommando: „Männer, rettet euch, wie ihr könnt!“ Alles stürzte nach den Booten, die bald überfüllt abstießen. James Parton, der Vertreter der American Line, ließ sich an einem Stricke in das letzte Boot herab, als dieses eben abstieß. Diesem Umstande hat er zu danken, daß er heute wieder mit seiner Frau vereinigt ist, die mit einem der früheren Boote abgefahren war. Er ist fünfzehn Stunden von ihr getrennt gewesen. Kaum hatte das Boot eine Entfernung von fünfzig Metern erreicht, als mit gewaltigem Krachen die Kessel platzten. Das Schiff brach in zwei Hälften auseinander. Man sah, wie die Zurückgebliebenen nach vorn drängten, an achtzig verzweifelte Menschen, man sah den Kapitän die Mütze ziehen und mit der Hand seinen dahinfahrenden Seeleuten zuwinken, dann ein gurgelnder Laut und in spitzem Winkel ging das Schiff zu Grunde.

Die Boote mit den Geretteten wurden zum Teile von einem dieselbe Strecke befahrenden Dampfer der South-Western Line, von einem Schifferboote und einem in der Nähe vorbeikommenden Dampfer aufgenommen. Noch werden 83 Personen vermißt. An den verhängnisvollen Klippen sind schon oft Schiffe gescheitert. Das älteste derartige Unglück traf den Sohn Heinrichs I., Prinzen William, der 1119 nebst seinem Gefolge unterging.

Militäranekdoten aus dem Sonderbundsfeldzug.

Von einem damaligen Offizier gesammelt.

Wir bringen im Nachfolgenden einige Anekdoten aus dem Sonderbundsfeldzuge, die wie Lichtstrahlen aus der Düsterkeit des unseligen Bruderkrieges zu uns herüberblinken. Sie zeugen davon, daß trotz der gegenseitigen Erbitterung in beiden Lagern aufopfernde Liebe zum Vaterland und echte Bruderliebe im Volke noch häufig zu treffen waren.

I.

Eine schlichte, aber verständige Bauersfrau aus dem Kanton Zürich begleitete ihren Sohn, der als Artillerist in das erste Auszügercorps einzutreten hatte, in die Stadt, wo sie ihn noch mit allerlei Notwendigem für den Feldzug versorgte und ihn dann „Gott und dem Vaterland" übergab. In einer Familie, wo sie zufällig noch einkehrte, wurde sein Los und das ihrige beklagt und bejammert. Sie aber antwortete mutig und heiter: „Ich habe ihn gerne gegeben und freue mich, daß ich dem Vaterlande einen so braven und starken Soldaten geben kann. Er geht für eine rechte Sache, und ich habe ihm gesagt: ‚Thue deine Pflicht, empfiehl alle Tage deine Seele Gott und dann laß ihm Walten über Leben und Sterben.' Bleibt er, nun in Gottes Namen, so stirbt er einen Ehrentod. Ich habe noch einen jüngern, und wenn es sein muß, obschon er das Alter nicht hat, gebe ich ihn auch noch, und wenn es weiter kommt, so geht der Vater auch noch!"

II.

Ein Offizier von der Brigade Blumer berichtet aus Hausen a. Albis folgende Anekdote: Adjutant Reutimann von Nußbaumen näherte sich am 7. November der Zuger Grenze bis zum Grenzstein und bat die gegenüberstehenden vier feindlichen Schildwachen, mit ihm eine Flasche zu leeren. Das ließen sich diese wohl gefallen, und darauf pokulierten die Fünfe fröhlich und guter Dinge am Grenzsteine, ließen das Wohl der ganzen Eidgenossenschaft hoch leben und schieden dann auf baldiges Wiedersehen.

III.

Auf der Grynauer Brücke über die Linth bei Utznach riefen die Schwyzer Wachen den eidgenössischen zu: „Es fehlt uns an Brot, könnt ihr uns keines geben?" „Jetzt haben wir keines hier, aber wir wollen sehen", antworteten die Thurgauer. Sie berichteten darüber dem wackern Hauptmann Kern. Dieser ließ auf den Nachmittag einen tüchtigen Korb mit Brot füllen und sorgte auch für Wein in reichlichem Maße. Nachmittags wurde alles auf die Grenzbrücke gebracht, und nun begann das herzlichste gemeinsame Zechen, das sich nicht beschreiben, wohl aber von jedem vaterländisch Gesinnten denken läßt.

IV.

In der Nacht nach dem Gefecht bei Gislikon bivouakierte das zürcherische Bataillon Nr. 64 am Rooter Berge in der Nähe eines einzeln stehenden Bauernhauses, dessen männliche Bewohner alle abwesend waren; nur vier Frauenspersonen wurden angetroffen, und diese verabreichten den Soldaten Speise und Trank. Gegen Mitternacht vernahmen die Krieger Jammertöne aus diesem Hause, und auf eingezogene Erkundigungen erfuhren sie, daß eine Frau von Gislikon, die hierher geflüchtet, sich in Geburtsschmerzen befinde und die nur eine halbe Stunde entfernt wohnende Hebamme nicht gerufen werden könne, da keine der andern Frauen sich zu dieser Zeit unter die Soldaten wagen dürfe. Sogleich wurde das Haus mit einer Schutzwache versehen, eine der Frauen unter guter Bedeckung zu der Hebamme und diese zu der Wöchnerin geführt, die sodann glücklich entbunden wurde. Bald nachher wünschte die Genesende den Kommandanten der Truppen zu sprechen, der sich auch sogleich zu ihr begab. Sie vergoß Thränen des Dankes und verwünschte diejenigen, welche die eidgenössischen Truppen als Kannibalen und Würger geschildert hatten, die des Kindes im Mutterleibe nicht schonen würden! Der guten Mutter lag nur noch sehr am Herzen, daß ihr Kind nicht werde getauft werden können, da die geistlichen Herren sich ohne Zweifel davongemacht hätten. Aber auch hier wußte der Kommandant Hülfe zu schaffen. „Der Pfarrhelfer in Rott ist zu Hause," erwiderte er, „und dem lasse ich sogleich sagen, daß er sich zur Verrichtung einer Taufe bereit halten soll. Ihr aber ordnet das Nötige, damit ich das Kind dorthin geleiten lassen kann." „Aber wie soll das Kind heißen?" fragte die Mutter den Kommandanten.

„Wie heißt Ihr, Frau?“ fragte er wieder. „Anna Maria“, war die Antwort. „Gerade so heißt meine Frau,“ sagte der Kommandant, „und Euer Kind soll Anna Maria Johanna heißen, denn am Tage Johanna schlugen wir uns bei Gislikon.“ Ein schönes Patengeschenk begleitete den Ausspruch.

„Wenn doch um Gottes willen mein Mann, der mit dem Landsturm hat ausrücken müssen, keinem eidgenössischen Soldaten etwas zuleide gethan hat!“ seufzte die Frau, „wenn er noch am Leben ist und wieder nach Hause kommt, so wird er Euch für die erwiesenen Gutthaten so herzlich und innig danken wie ich; ach, wäre er nur schon da!“ „Kann vielleicht bald möglich sein,“ versetzte der Kommandant; „meine Leute haben eine ziemliche Anzahl solcher Landstürmer gefangen genommen, und sollte er sich unter denselben befinden, so gebe ich ihn Euch frei.“

Die Gefangenen wurden gemustert, der Mann fand sich vor und erhielt sogleich seine Freiheit.

V.

In Ätigkofen, Kanton Solothurn, war ein Quartierzettel für 12 Mann verloren gegangen, die nun sofort bei andern Bürgern untergebracht wurden. Nun kam aber am andern Morgen der Bürger, auf welchen das Billet gelautet, und beklagte sich beim Gemeindeammann darüber, daß man ihm keine Einquartierung gegeben habe. Gestern habe man in seinem Hause gesotten und gebraten, und nun sei alles umsonst gewesen. Der Ammann meinte, dieser sonderbaren Klage sei ganz gut abzuhelfen, es seien gewiß solche da, die von ihrem Überfluß an Gästen abtreten würden, und ging sofort zu einem Nachbar, der acht oder zehn Mann hatte, mit dem Gesuch, einige Mann abzutreten. Dieser aber sagte: „O, mini si mer lang recht!“ Der Ammann ging zu einem andern, der zwölf Mann hatte, mit der gleichen Bitte, und er erhielt die Antwort: „Si esse bi enand!“

Endlich versuchte er es bei einem, der fünfzehn Mann hatte und für einen Konservativen galt. Dieser aber widersetzte sich mit den Worten: „I lo si nit!“ — Kurz, es war keiner zu bewegen, auch nur ein Bein abzutreten. Um den Streit zu schlichten, befahl endlich der Hauptmann vom Platz, man solle den ärmsten Familien einige Mann wegnehmen und sie dem Petenten übergeben. Man brachte es aber nur auf vier Mann.

VI.

Pfarrer Streif begleitete als Feldprediger eines Glarnerbataillons dasselbe wie ein Vater. Er teilte alle Entbehrungen, bivouakierte mit ihm, besorgte die Korrespondenz mit den geängstigten Angehörigen in der Heimat und trug durch seine Kernpredigten zur Bravour bei, mit welcher sein Bataillon bei Meyerskappel gestritten.

Von ihm teilt man folgenden schönen Zug mit: Einige eidgenössische Soldaten brachten vier gefangene Landstürmer ein, über die sie sehr erbost waren, da sie grausam an einem Kameraden gehandelt hatten. Nicht weit von Pfarrer Streif hielten sie an und befahlen den Gefangenen, niederzuknien, da sie sterben müßten. Schon wollten sie mit den Bajonetten auf sie eindringen. Die Sonderbündler baten zitternd um ihr Leben, da sprang Pfarrer Streif hinzu und beschwor die Soldaten, ihre Hände nicht mit dem Blute wehrloser Menschen zu besudeln, sondern Gnade zu üben. Bereits hatte ein Gefangener einen Stich in den Schenkel erhalten, als sich Pfarrer Streif vor die Bajonette stellte und sagte, indem er auf seine Brust wies: „Bevor ihr diese tötet, müßt ihr mich durchbohren!“ Das wirkte. Die Wut legte sich und die Gefangenen wurden zum Bataillon abgeführt. Diese umfaßten Streifs Kniee, küßten seinen Rock und dankten ihm unter Thränen.

Wahrlich, dieser Geistliche darf über den Text predigen: „Liebet eure Feinde!“

Aus der guten alten Zeit.

Korporal: „Du machst schlechten Laufschritt, Maier!“ Bürgerwehrmann: „Im Ernstfall lauf' i scho g'schwinder.“

Die längsten Haare.

„Aber Frau, wo bleibt doch ums Himmels willen z'Meitschi? Wir haben heute so viel Heu zu kehren und einzumachen, daß es sich nicht erleiden mag, daß eins am Schatten hocket“, so rief Benz zornig ins Haus hinein. „Es ist

neue nit ganz z'weg", sagte die Frau. „Am Essen hat man ihm heute nichts angesehen", sagte Benz, „und wer essen mag, mag auch arbeiten, es soll füre oder ich will ihm Beine machen!" „Denk o, Benz", sagte die Frau, „du könntest dich v'rsünge, es mag z'Nasse nit erlyde." „Es ist längste nimme naß, und es wär' afe wunderlig, wenn e Buretochter z'Nasse nit möcht' erlyde. Aber i'h will's ga füre gäh, dä ful Blätter!" So rief Benz und wollte nach dem Hinterstübli. „Los, Benz", sagte die Frau, „thu nit wüst, ich will dir grad ufrichtig sagen, was ist. Du weißt, z'Meitschi hat so leydi Züpfe und so kurzes und strubs Haar, daß z'Züpfe grad sy wie Säustieleni, und es ist schon manchmal ausgelachet worden deretwegen. Da hat man ihm angegeben, wenn man am längsten Tag sich den ganzen Tag strähle und das Kürzeste so gut als möglich ausmache, so bekomme man das schönste lange glatte Haar, wo man sich denken könne. Und jetzt strählt sich z'Meitschi, das ist d'r ganz Handel, und du wirst öppe nit welle d'r Uflat machen und ihm d'rvor sy."

Und jetzt strählt sich z'Meitschi, das ist d'r ganz Handel..

An dieser Auskunft ersättigte Benz sich völlig und ging dem Heuen nach, und ließ das Meitschi aus kurzen Züpfen lange machen. Wäre noch mancher kommod.

Abgeblitzt.

Herr: „Mein Fräulein, Sie sind so schön wie eine Blume." Dame: „Sie sind aber nicht der passende Gärtner dafür."

Ein Junge war bei einer Katechisation gar nicht dahin zu bringen, das siebente Gebot herzusagen. „Hast du etwa schon einmal gestohlen?" fragte der Pfarrer. — „Ja", antwortete der Junge. — „Was war es denn?" fragte der Pfarrer weiter. — „Ein Stück Leinwand von einer Bleiche", erwiderte jener. — „Das war aber sehr grob", entgegnete der Pfarrer. — „Ja," sagte der Junge, „das war es wirklich, ich bekam auch Schläge genug von meinem Vater, daß ich nicht etwas Feineres gebracht hatte."

Bei seinem Abschiedsbesuche, den ein von der Universität abgehender Student einem Professor derselben machte, sagte er zu diesem, unter andern Komplimenten: „Ihnen verdanke ich alles, was ich weiß." — „Ach," erwiderte der Professor ebenfalls höflichst, „erwähnen Sie doch nicht einer solchen Kleinigkeit."

Bismarcks Humor.

Als Bismarck Bundestagsgesandter in Frankfurt a. M. war, wurde er von seinem Hauswirte, der die „Preußen" nicht gut leiden mochte, sehr vernachlässigt. So gab dieser auf den Wunsch Bismarcks nach einer Zimmerglocke zur Antwort, daß seine Mieter derartige besondere Wünsche auf eigene Kosten befriedigen müßten. Einige Tage später knallte ein Pistolenschuß durch das Haus. Erschrocken durcheilte der Eigentümer alle Räume und kam endlich in Bismarcks Zimmer, wo die rauchende Pistole auf dem Tische lag, der ebenfalls rauchende Bundestagsgesandte aber ruhig hinter seinen Akten saß. „Ums Himmels willen, was ist geschehen?" rief der bestürzte Hausherr. „Gar nichts," versetzte Bismarck, „seien Sie ganz unbesorgt! Ich habe nur meinem Diener ein Zeichen gegeben, daß er kommen soll. Es ist ein ganz harmloses Signal, an das Sie sich hoffentlich bald gewöhnen werden." In kürzester Zeit bekam Bismarck die gewünschte Zimmerglocke.

Radfahreransicht.

„Ach, Fräulein, Ihr Anblick ist unbezahlbar!" (Zu einem Fräulein, das auf dem Rade raucht.) „Wieso?" „Nun, einen Raddampfer habe ich schon oft gesehen, aber noch keine Raddampferin!"

Humor vor Gericht.

Verteidiger: „Meine Herren, das Schifflein des Angeklagten befand sich auf einer schiefen Ebene, stürzte in den Abgrund — und da saß der Angeklagte auf dem Trockenen!"

Alles umsonst.

Mutter: „Malen, Spielen, Singen — alles hast du gelernt und hast doch keinen Mann bekommen. Nun versuchen wir es noch einmal mit Papierblumen und Holzschnitzereien — und wenn alles nicht hilft, mußt du kochen lernen."

Großartige Naturerscheinung.

Professor: „Was ist das für ein eigentümlich knisterndes Geräusch, das ich schon die ganze Stunde höre?" Gymnasiast: „Entschuldigen Sie, Herr Professor, mein Bart bricht sich Bahn."

Lesefrüchte.

Mit jedem Hauch entflieht ein Teil des Lebens.
Nichts beut Ersatz für das, was du verloren,
Drum suche früh ein würdig Ziel des Strebens,
Es ist nicht deine Schuld, daß du geboren,
Doch deine Schuld, wenn du gelebt vergebens.

* * *

Wem die Sonne im Herzen scheint, der sieht sie auch am Himmel leuchten, und wäre es der trübste Regentag.

* * *

Jugend ohne Begeisterung ist so traurig, wie Alter ohne Erfahrung.

* * *

Vergiß nicht, daß die Menschen Menschen sind!
Der größte Mann ist einer Mutter Kind!

Poesie-Album.

Wandle stets auf guten Wegen!
Sei in allem wahr und treu!
Nur dann wird dir Gottes Segen
Blühen alle Tage neu.

* * *

Streb' in Gott, dein Sein zu schlichten,
Werde ganz, so wirst du stark.
All dein Handeln, Denken, Dichten
Quell' aus einem Lebensmark.
Niemals magst du reinen Mutes
Schönes bilden, Gutes thun,
Wenn dir Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruh'n.

Diverses.

„Der Herr Staatsanwalt tanzen gleich einer Libelle (Wasser- oder Seejungfer, Insektenart) auf dem schwankenden Rohr der Jugendsünden meines Klienten."

* * *

Ein Landwirt begegnete einem Bekannten und redete ihn hastig an: „Wissen Sie schon, wem bei der letzten Viehausstellung der erste Preis zugefallen ist?" — „Nein!" — „Mir, Freundchen, mir!"

Wie man kaput werden kann.

1. Einmal an einem heißen Nachmittage kam zu einem Mannli, welches an einer Halde wohnte, auf der zu oberst ein reicher Bauer saß, wie ein Vogel im Hanfsamen, ein Reisender. Der stellte sich bei dem Mannli und sagte ihm: er komme weit her, sei grausam durstig, ob nicht wohl hier herum Wein zu haben wäre für Geld und gute Worte, es wäre ihm gar schröcklich anständig. Das Mannli hatte Mitleid mit dem Durstigen, hatte wahrscheinlich selbst eine durstige Leber, und wußte, was so eine kann, und sagte: der Bauer da oben, der habe immer Wein im Keller, und möglich wäre es, dort oben zu erhalten, die wüstesten Leute seien es just nicht.

Da sagte der Reisende, er sei müde und stotzig der Berg, er solle doch so gut sein und ihm eine Halbe oben holen, da habe er vier Batzen, oder wenn es mehr koste, so wolle er gerne nachthun, er solle nur sagen, wie sie ihm einen grusamen Dienst thäten.

Das Mannli ging und erhielt eine Halbe aus purer Gutmütigkeit, auch sie hatten Mitleid mit dem Durste, und das Geld nahmen sie bloß, weil das Mannli sagte, er hätte ihms gegeben und wolle absolut, daß sie es nähmen, er begehre nichts d'r Gottswillen.

Ganz stolz kam das Mannli den Berg ab, er hatte nun den Beweis in Händen, wie gut er oben angeschrieben stehe, daß sie ihm z'Gfallen eine Halbe Wein gegeben, und etwas vorzustellen, ein Mannli von Gewicht sein, wie wohl thut das so vielen.

O, es giebt z. B. keinen schönern Anblick, als so ein Mannli, das zum erstenmal von seiner Gemeinde ausgeschossen wird, um den Nachlaß eines armen Gemeindsangehörigen, der cirka 19½ Batzen wert ist, zu untersuchen, wie der nach vornen strebt, und wie er mit jedem Begegnenden ein Gespräch anknüpft, und das Gespräch reiset und reiset, bis er ihm anvertrauen kann, wie die Gemeinde das Zutrauen in ihn habe, und wenn sie etwas Wichtiges hätten, da sy Seel könnten sie ihn nicht ruhig lassen, sondern hocketen ihm auf. Und doch seien viel Reichere in der Gemeinde als er, aber sie wüßten es, was er mache, das sei dann auch g'macht.

So ungefähr kam das Mannli den Berg ab, strich behaglich den schönen Dank ein, trank zum Lohn die Halbe mit, und der Gedanke, was für eine wichtige Rolle er gespielt, that ihm noch manchen Tag wohl, aber späterhin ward ihm fast übel. Der Bauer mußte ins Schloß wegen unbefugtem Wirten oder Verkauf von Getränk im kleinen. Er meinte sich unschuldig. Da fand es sich, daß er wegen jener Halben, welche er aus Gutthätigkeit verabreicht hatte, verklagt war, denn der Reisende war ein verkleideter Landjäger gewesen, der auf gut Schick ausgegangen und mit so gutem Erfolg den Versucher gespielt. Der Bauer mußte die Buße bezahlen, und wohlgemut strich der Landjäger seinen Teil ein.

2. Irgendwo ist ein Graben und der ist alt, in diesem Graben ist auch ein Dörfchen, und im Dörfchen ist ein Wirtshäuschen, ob es der Bärenhof ist oder zur Bellevue heißt, ich weiß es nicht, aber Gasthof wird man ihm jetzt wohl sagen können. Dort saßen einmal die Gerichtsmannen beisammen, ob es Gericht war, ist unbekannt, wenigstens war kein Regierungsstatthalter oder Gerichtspräsident da, der mit ihnen kurzweilete, die einen um Wein, die andern um Gunst.

Darum werden sie Langeweile gehabt haben, und diese merkte ein Hausierer, der zufällig diesmal Kappen herumtrug. Er erklärte den wohlachtbaren Gerichtsässen, daß keinem von ihnen eine Kappe schaden könnte, und machte sie an, daß sie mit ihm um Kappen spielten, und setzte nicht ab, und machte ihnen den Mund wässerig, daß sie nicht widerstehen konnten. Sie spielten und spielten, es wußte keiner wie lange, bis endlich die Gerichtsässen die Kappen alle gewonnen hatten, und sie stunden ihnen gar schön, diese Kappen. Aber wüst gebärdete sich der Hausierer, der das Spiel angegeben, aber nicht gewußt hatte, was Spielen mit lauter Gerichtsässen für eine Nase hat, und nach und nach begann es die Gerichtsässen doch zu dünken, es sei für sie reiche Männer nicht ehrenhaft, so einem armen Schlucker seine Habe abgenommen zu haben. Es waren ehrenhafte Männer, diese Gerichtsässen, es giebt viel Höhere, die gedacht hätten: g'spielt ist g'spielt, u g'wunne ist g'wunne. Sie gaben dem Schlucker alle Kappen zurück und glaubten die Sache abgethan. Aber

wer D... anrührt, besudelt sich, und dem Kappenmann war es nicht bloß um seine Kappen zu thun, sondern er wollte gewinnen und wäre es mit Teufels Gewalt.

Am Morgen früh, als die Gerichtsässen und ihre Weiber noch schnarchten, daß die Hochstud gnappete, machte der Bursche sich auf ins Schloß und erzählte dort, wie die Wohlachtbaren sich verfehlt und gespielt bis spät in die Nacht. Flugs mußten die zur Stelle, es ging nicht sechs Wochen, bis sie citiert wurden, und noch weniger andere sechs, bis sie wußten, woran sie waren. Unterdessen mußte der Ankläger warten und that es gerne, und machte Platz im leeren Hosensack mit seinen langen Fingern, daß derselbe bald durchgent geworden wäre. Verblüfft und verlegen kamen die Mannen daher, nicht wissend, was es gegeben; aber nach dem Vorwort, daß man geglaubt, ehrbare Männer an ihnen zu haben, erfuhren sie bald den Hauptgrund. Treuherzig und ehrlich bekannten sie, wie es ihnen ergangen und was sie gethan, der Ankläger bestätigte den Verlauf der Sache und glüslete recht schadenfroh aus seinen krummen Augen. Den Männern wurde gesagt, was das für sie gemacht sei, mit einem solchen sich abzugeben, und sie, die das Beispiel geben sollten, verbotene Dinge zu treiben, und viel Geld hätten sie gegeben, wenn sie das nicht hätten hören müssen, und ob sie noch Geld geben mußten dazu, weiß der Kalendermacher nicht. Wenigstens erhielt der Hausterer keines, sondern wurde zweimal 24 Stunden bei Wasser und Brot ins Loch geworfen, damit er sich besinnen könne, was ein Unglücksmacher sei.

Ob das recht war, weiß der Kalendermacher nicht. Aber ihm scheint, es herrsche eine bedeutende Verwirrung in den Ansichten über pflichtgemäße Anzeigen und schurkische Provokationen, der eine sieht alles für Provokation an, der andere hält sich am Buchstaben und sieht nur zu, daß er selbst nicht falle. Aber das weiß der Kalendermacher, daß er, wenn er in einem Schloß befehlen thäte, jeden Herrn Landjäger, der eine pflichtgemäße Anzeige unterließe oder aber einer Provokation sich schuldig machen würde, dem Herrn Obersten der Landjäger, in Ermangelung eines andern Loches, in den Schoß werfen würde, nähmte ihn doch einmal wunder, wie groß der wäre.

Verblümt.

Gast (seine Hotelrechnung lesend): „Sagen Sie mal, Kellner, hat hier nicht der Schiller übernachtet, bevor er seine Räuber geschrieben?"

Der sparsame Ehemann.

Bräutigam: „Wann können Sie unsere Ehe einsegnen?" Geistlicher: „Nächsten Dienstag." Bräutigam (sich besinnend): „Nächsten Dienstag, unmöglich, da haben wir Leistsitzung — wenn ich da wegbleibe, muß ich einen Franken Buße bezahlen, und dafür hat man doch sein gutes Geld wahrlich nicht!"

Afrikanische Gastfreundschaft.

Nichte (zu ihrem Onkel, der Afrikareisender ist): „Ich habe schreckliche Angst ausgestanden, Onkel, als ich las, daß du unter die Menschenfresser geraten warst." Onkel: „O das sind sehr höfliche Leute. Ich sollte immer gleich ablegen und zum Essen dableiben."

Aprilwetter.

„Ah, das ist schön: Sie bringen mir ein Schreiben von meinem süßen Herzallerliebsten.." „Jawohl, Köchin — aber dreißig Pfennig Strafporto kost's!" „Was! Nicht einmal frankiert hat er's — der schlechte Kerl!"

Die Bedeutung der Bakteriologie für die Milchwirtschaft.

Seit einigen Jahrzehnten hat sich in unsern Kenntnissen über das Wesen der sogenannten Gärungen und auch der meisten Infektionskrankheiten eine große Umwälzung vollzogen. Während nämlich früher diese Erscheinungen in einem gewissen Dunkel verhüllt blieben, wissen wir jetzt, daß sie der Thätigkeit kleinster Lebewesen, der sogenannten Bakterien, zuzuschreiben sind. Es sind dieses mikroskopische, d. h. bloß mit Hülfe stark vergrößernder optischer Instrumente zu erkennende pflanzliche Organismen, welche auf Kosten der lebenden oder toten Materie leben und sich vermehren und in derselben allerlei Umsetzungen und Veränderungen hervorbringen. Bei Menschen und Tieren können sie Krankheiten

Schwaegler

Kindstaufe Emmenthal Départ pour le baptême

erzeugen, in toten Substanzen Gärungs- und Fäulnisprozesse. Daher spielen sie auch in der Milch und ihren Produkten, welche bekanntlich der Gegenstand sehr verschiedener Gärungen, sowohl nützlicher als auch schädlicher, sind, eine bedeutende Rolle. Eine nähere Kenntnis dieser Bakterien, ihrer Lebensbedingungen, ihrer Wirkungen in Milch, Butter und Käse ist daher für uns von größter Bedeutung, da sie uns in den Stand setzt, diese eigentümlichen Gärungsprozesse besser zu beherrschen.

Wir haben bereits gesagt, daß die Bakterien sehr klein sind; einen Begriff ihrer Kleinheit kann man sich machen, wenn man weiß, daß in einem Raume so groß wie ein Stecknadelkopf 1000 Millionen derselben Platz finden könnten. Sie sind meist rund oder stäbchenförmig. Im erstern Falle nennt man sie Kokken, im letztern Falle Bacillen. Viele derselben sind beweglich, und wenn man ein Tröpfchen bakterienhaltiger Flüssigkeit untersucht, sieht man sie die verschiedensten Bewegungen ausführen. Während die einen gravitätisch sich herumschaukeln, sieht man andere vorbeisausen, so rasch, daß man sie kaum mit dem Auge verfolgen kann. Sie vermehren sich durch Zweiteilung und zwar mit einer ans Unglaubliche reichenden Schnelligkeit, was leicht erklärlich macht, daß sie trotz ihrer Kleinheit so große Wirkungen hervorbringen können.

Die krankheitserregenden Bakterien hat man pathogene Bakterien genannt. Unter diesen sind für die Landwirtschaft besonders gefährlich die Milzbrand- und Rauschbrandbacillen, vor allem aber der Tuberkelbacillus, der Erreger der Tuberkulose bei Mensch und Vieh (Perlsucht der Rinder). Der Land- und Milchwirtschaft verursacht derselbe jährlich großen Schaden; denn, wo nicht, wie in Dänemark, energisch gegen diese Krankheit vorgegangen wird, breitet sie sich allmählich immer mehr aus; auch dadurch wird er gefährlich, daß, jedenfalls im vorgerückteren Stadium der Krankheit, die Bacillen in die Milch übergehen und auf diese Weise die Krankheit weiter verschleppen können, wenn diese Milch roh genossen wird. Gegen letztere Gefahr schützt man sich am besten durch Kochen der Milch. Der Verbreitung der Krankheit unter dem Vieh tritt man, wie dieses in Dänemark geschehen ist, mit Erfolg entgegen durch Absonderung der kranken von den gesunden Tieren, damit letztere nicht infiziert werden, sowie durch rationelle Behandlung des Viehes (gut gelüftete Stallungen, Bewegung der Tiere im Freien u. s. w.).

In der Milch selber können die Bakterien verschiedene Veränderungen verursachen. So kennt man Bakterien, welche die Milch fadenziehend machen (lange Milch), andere bringen Verfärbungen derselben hervor (blaue und rote Milch), andere wiederum können sie bitter machen; befinden sich solche Bakterien in einer Milch, die verkäst werden soll, so kann auch der Käse bittern Geschmack annehmen. Sehr viele Bakterien besitzen die Fähigkeit, den Milchzucker in Milchsäure umzubilden; solche sind in jeder Milch vorhanden, und sie sind die Ursache, daß längere Zeit aufbewahrte Milch sauer wird und gerinnt. Einzelne derselben bilden auch große Mengen von Gasen, der Milchzucker wird dann in Milchsäure und Kohlensäure zersetzt; solche Bakterien sind bei der Käsefabrikation sehr gefährlich, denn die gebildeten Gase können Blähungen verursachen. Unter den Bakterien sind also viele Feinde der Milchwirtschaft, und diese soll man möglichst fernhalten. In dieser Beziehung geben uns die Bakteriologen manchen nützlichen Fingerzeig. Sie haben nämlich gezeigt, daß viele dieser schädlichen Bakterien besonders zahlreich sind in Staub, Schmutz, Kuhkot u. dgl. m. Daraus ergiebt sich, daß je reinlicher unsere Stallungen sind, je reinlicher wir melken (Abwaschen des Euters, Vermeidung von Aufwirbeln von Staub während dem Melken), desto weniger Bakterien in die Milch gelangen werden; um so haltbarer wird sie sich daher zeigen. Auch sind nur sehr saubere, gut ausgebrühte oder gewaschene Geräte zu gebrauchen; hölzerne Gefäße sind möglichst zu vermeiden, da sie schwer zu reinigen sind. Es bilden sich in denselben leicht kleine Risse und Löcher, aus denen die Bakterien kaum zu vertreiben sind. So fand z. B. Professor Backhaus in einer Milch, die in Blechgefäße gemolken wurde, cirka 1600 Bakterien per Kubikcentimeter, während ihre Zahl auf 279,000 anstieg, als sie in ein hölzernes Gefäß gemolken wurde. Die in letzterm zurückgebliebenen Bakterien hatten eben die Milch verunreinigt und ihren Bakteriengehalt vermehrt. Da die Bakterien bei höherer Temperatur sich rascher vermehren als bei niederer, so ist es

sehr wichtig, die Milch abzukühlen. Je stärker man sie abkühlt, um so langsamer werden sich die Bakterien entwickeln, um so haltbarer wird sie daher sein.

Auf der andern Seite aber giebt es glücklicherweise auch Bakterien, die sich nützlich erweisen können, indem sie die Ursache notwendiger Gärungen sind. So wird z. B. in vielen Ländern keine Süßbutter fabriziert, sondern Butter aus saurem Rahm. Das Sauerwerden des letztern ist aber das Werk besonderer Bakterien, und man hat gefunden, daß man ein viel besseres und gleichmäßigeres Produkt erzielt, wenn man, statt den Rahm einfach stehen zu lassen, bis er genügend sauer wird, einen sogenannten Säurewecker braucht, der diese Bakterien enthält. Zu diesem Zwecke braucht man künstlich gezüchtete Bakterien (Reinkulturen), die man dem meist vorher pasteurisierten Rahm (unter Pasteurisieren versteht man eine Erwärmung auf cirka 80° Celsius zum Zwecke der Abtötung etwa vorhandener schädlicher Bakterien) zusetzt, und die auf diese Weise eingeimpften Bakterien bringen dann den gewünschten Säuregrad hervor. In Deutschland und Dänemark hat diese Methode ausgezeichnete Resultate geliefert und die Butterfabrikation bedeutend gehoben.

Auch bei der Käsereifung oder Gärung kommt den Bakterien eine große Rolle zu. Käse aus Milch hergestellt, die keine Bakterien enthält, reifen nicht, und es ist daher Aufgabe der milchwirtschaftlichen Institute, diejenigen Bakterienarten herauszufinden und zu züchten, welche für die Reifung notwendig sind. In vielen Ländern beschäftigt man sich bereits mit dieser Aufgabe, und es ist wohl möglich, daß später, wie jetzt bei der Butterfabrikation, auch in den Käsereien Reinkulturen von Bakterien Verwendung finden werden, welche den regelmäßigen Gang der Reifung und den Geschmack der Käse günstig beeinflussen werden. Natürlicherweise sind solche Studien lang und komplizierter Natur und können nur in gut ausgerüsteten Laboratorien ausgeführt werden. Von welchem Nutzen aber solche Studien für unsere Milchindustrie sein können, läßt sich leicht berechnen, wenn man bedenkt, wie viele Millionen unserm Lande infolge mangelhafter Gärung der Käse (Ausschußware) jährlich verloren gehen.

Der Bergsturz bei Airolo.

Schon seit längerer Zeit lebten die Einwohner von Airolo in Angst und Sorge, da der Sasso Rosso (rote Fels) ihre Ortschaft durch Bergstürze mit dem Untergang bedrohte. Die durch die Artilleriesalven des Gotthardforts hervorgerufenen Luftersch ütterungen trugen dazu bei, die Gefahr zu vergrößern. Vor kurzer Zeit vereinigten sich eidgenössische und Tessiner Delegierte, um Hülfsmittel zu beraten. Inzwischen hatte der Eintritt des Winters und das Eingefrieren, den Eintritt der Katastrophe beschleunigt. Am 23. Dezember, morgens früh 1/2 4 Uhr, wurden die Einwohner von einem furchtbaren Getöse geweckt, hervorgerufen durch eine große Rutschung auf dem Sasso Rosso. Der Fall der Felsmassen richtete sich gegen die Ortschaft und dauerte bis mittags an. Große Tannen wurden niedergeschlagen und 2 Ställe zerstört. Bei hereinbrechender Nacht verließen die Einwohner ihre Häuser, da ein neuer Sturz vorauszusehen war.

Nachts um 1 Uhr 40 Minuten trat die erwartete Katastrophe ein. Gewaltige Felsmassen lösten sich vom Sasso Rosso ab und begruben mehrere Gebäude, unter diesen auch das Hotel „Airolo". Es fielen cirka 300,000 Kubikmeter. Das Quartier „San Carlo" ist zerstört. Das Hotel „Dotta" ist verschwunden. 10 Häuser und mehrere kleine Gebäulichkeiten liegen in Ruinen. Der obere Teil des Dorfes ist völlig zerstört.

Die Trümmer lagen 15 m hoch, und immer noch bewegte sich der Berg. Aus den Trümmern des Hotels Dotta schlugen bald hohe Flammen empor, welche mit großer Schnelligkeit um sich griffen. Da die Wasserbehälter der Gemeinde verschüttet waren, fehlte das Wasser zum Löschen. Die Soldaten der Festungswache eilten zu Hülfe; mittags kamen noch 20 Männer aus Faido an.

Umgekommen sind Antonio Philippini und sein siebenjähriger Neffe; ferner Forni Giulio; die Frau Giuseppina Genasci wurde noch lebend aus den Trümmern hervorgezogen.

Der Staatsratspräsident Curti, Forstinspektor Merz, die Ingenieure Veladini, Rezzonico und Dornfeld, Statthalter Fransioli und Francesco Veladini begaben sich an die Unglücksstätte. Die Rettungsarbeit und die Bergung der Leichen wurden mit vieler Umsicht vorgenommen; Hülfe kam von nah und fern, aber der Zustand des Landes ist trotz allem ein trostloser.

Bergsturz bei Airolo.

Gletscherführer Johann Tännler.

war er in Italien, in Zermatt, im Berneroberland, in Graubünden, im Tirol und in den Dolomiten. Während 40 Jahren übte er seinen gefährlichen, verantwortungsvollen Beruf in ungeschwächter Kraft aus; von größern Unfällen blieb er verschont. Auch als eifriger Gemsjäger und namentlich als sicherer Schütze war Tännler berühmt und als fast unüberwindlicher Schwinger von seinen Kampfgenossen geehrt und gefürchtet. Ein zahlreiches Leichenbegängnis bezeugte so recht, wie hoch geehrt und geachtet der pflichttreue Mann bei allen war.

Sein Sarg wurde von 6 Oberhasler Führern mit Führerabzeichen getragen; von allen Seiten waren Vertreter der Führerschaft gesandt und Freunde herbeigeeilt, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sanft und friedlich war der Mann entschlafen, welcher dem Tod in hundert Gefahren kühn und mutig ins Auge geschaut ohne Wanken. Ehre sein Andenken.

Mit Ausnahme des kleinen Vorratshauses wuchs nichts auf der Steppe als kurzes Gras.

Stillblüte aus einem Roman.

Aus dem Leben der Kaiserin Elisabeth.

Um die einsamen Spaziergänge der Kaiserin hat sich ein ganzer Sagenkreis gewoben, und es cirkulieren darüber unzählige Anekdoten im Munde des Volkes. Ich weiß nicht, so schreibt Dr. Falk in seinem Werke „Franz Josef I. und seine Zeit", ob sich all das wirklich zugetragen hat, was sich die Leute erzählen; aber es möge hier eines dieser Geschichtchen erzählt sein: Eines Tages ging Ihre Majestät allein spazieren, und als sie schon tüchtig müde war, kehrte sie in einer einsamen Bauernhütte ein, um ein wenig auszuruhen. Dort stand am Herde eine bejahrte Bäuerin. Die Kaiserin bat um die Erlaubnis, sich niedersetzen zu dürfen, und ließ sich dann mit der Bäuerin in ein Gespräch ein. Während des Gespräches fuhr die Bäuerin fort, ihren Teig in einem Topf energisch zu bearbeiten; aber der Topf wollte nicht parieren, sondern machte alle Drehungen des Kochlöffels mit, bis endlich die alte Frau die Geduld verlor. „Na," sagte sie gereizt, „auf diese Art wird aus dem Schmarren nichts werden. Schauen Sie, liebe Frau, Sie haben jetzt ohnehin nichts anderes zu thun, kommen Sie her und halten Sie mir ein wenig den Topf, dann wird die Geschichte gleich gehen." Die Kaiserin trat lächelnd an den Herd und hielt den Topf, während die Bäuerin den Teig umrührte; binnen kurzem war der „Schmarren" fertig, den auch Ihre Majestät kostete und ausgezeichnet fand; dann verabschiedete sie sich mit herzlichem Danke für die Gastfreundschaft der Bäuerin. Als zu Mittag der alte Bauer nach Hause kam und zufällig nach dem Fensterbrett hinblickte, taumelte er förmlich vor Schreck zurück. „Mütterchen?" fragte er, „wie kommt denn das hierher?" Auf dem Fensterbrett lag eine Banknote. Stotternd erzählte die arme Frau, was geschehen sei, und schilderte, so gut sie konnte, das Aussehen der Dame. „Weib," rief der alte Bauer, „also ist es doch wahr, daß bei euch Weibern das Haar lang, der Verstand aber kurz ist?! Das war ja die Kaiserin!" — „Jesus Maria!" lamentierte nun die Bäuerin, „und ich habe mir von der Kaiserin den Topf halten lassen! Dafür kann ich vielleicht gar noch in Arrest kommen."

Man behält nur diejenigen Illusionen, die man sich über sich selber macht.

Bonifacius und die Bohnen.

Jeremias Gotthelf.

In furchtbarem Regenwetter, wo es wie mit Melchtern goß, sah man eine Frau einen ganzen Tag in ihrem Plätz gruppen. Das Fürtuch über den Kopf, es konnte niemand begreifen, was sie da mache, sie mußte wenigstens einen Zoll tief ins Fleisch naß werden. Endlich konnte eine Gwunderige es nicht länger aushalten, nahm das Parisol, ging zum Plätz und fragte: „Aber Stüdi, was machst auch den ganzen Tag am Regen?" „Ich setze Bohnen", sagte Stüdi. „Aber du meine Güte, kannst du das nicht an einem andern Tage thun als heute, wo es mit Zübern hineinschüttet." „Nein, Marei, das kann ich nicht, sie müssen heute gesetzt sein, schon Mutter und Großmutter haben sie immer heute gesetzt."

„Aber Stüdi, was machst auch den ganzen Tag am Regen?"

„Aber was ist denn heute für ein Zeichen?" fragte Marei. „Es ist kein aparti Zeichen, aber ich will dir was sagen, aber du mußt mir versprechen, es niemand wieder zu sagen, ich begehre nicht, daß es alles wisse. Es ist heute Bonifaztag, das ist der rechte Bohnemacher und kein Tag im ganzen Jahr so gut, um sie zu setzen. Merke dir den, Marei, aber sag' es sonst keinem Menschen.

Immer im Beruf.

Arbeiter (zu einem Bankier, der tief versunken und rechnend über das Steigen und Fallen der Kurse die Straße entlang geht und, auf den Weg nicht achtend, dicht an einen aufgeworfenen Graben kommt): „Gewe Se acht, gewe Se acht!" Bankier (immer noch rechnend): „Nein, nor $7^3/_4$!"

Originelle Grabschriften.

Hier ruht der ehrsame Johann Missegger auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschossen aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.

* * *

Allzufrüh den Seinigen mähte der Herr den Lebensstengel dieses Mannes ab. Arams.

Die Dummen werden nie alle.

(Aus einem alten Kalender.)

Kürzlich erschienen zwei junge Ärzte in einer kleinen Stadt, welche wahrscheinlich in einer großen keine Anstellung erhalten hatten, und wollten dort Wunder thun, denn sie kündigten an, daß sie nicht nur fast jede Krankheit zu heilen im stande wären, sondern auch Tote wieder zu erwecken vermöchten. Anfangs lachten die Leute in der kleinen Stadt, aber die Bestimmtheit, mit welcher die beiden Fremden von ihrer Kunst sprachen, machte die Leute bald bedenklich; als dieselben gar erklärten, sie wären bereit, nach drei Wochen, an dem und dem Tage, auf dem Gottesacker irgend einen Toten, den man bezeichne, wieder in das Leben zu rufen, und als sie, zu größerer Sicherheit, selbst darauf antrugen, man möchte sie drei Wochen über bewachen, damit sie nicht entweichen könnten, geriet das Städtchen in eine seltsame Aufregung. Je näher der entscheidende Tag herankam, um so mehr wuchs erst geheim, dann öffentlich der Glaube, bis endlich die Vernünftigen nicht einmal mehr ihre Zweifel äußern durften. Am Tage vor dem großen Wunder auf dem Kirchhofe erhielten die beiden Freunde einen Brief von einem angesehenen Manne der Stadt, darin hieß es: Ich hatte eine Frau, die ein Engel war, aber mit vielerlei Leiden und Gebrechen war sie behaftet; meine Liebe zu ihr war unbeschreiblich; aber eben um dieser Liebe willen gönne ich ihr die ewige Ruhe; es wäre schrecklich für sie, die jetzt so glücklich sein wird, wenn sie in ihre zerrüttete Hülle zurückkehren müßte. Ich zittere vor dem Gedanken, daß es vielleicht gerade meine Frau sein könnte, welche Sie bei Ihrem Versuche auf dem Kirchhofe wieder ins Leben zurückbringen. Verschonen Sie um Gottes willen die Seligen mit Ihrer Kunst und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beiliegende 50 Louisd'or zustelle, als ob die Sache wirklich geschehen wäre. Dieser Brief war der erste, eine Menge ähnlichen Inhalts folgte ihm nach. Ein Neffe war schrecklich besorgt um seinen Onkel, den er beerbt hatte. Schrecklich sei es dem lieben Onkel sein Lebtag gewesen, schrieb er, wenn ihn jemand geweckt hätte, was er erst jetzt empfinden müßte, wenn jemand ihn aus dem Todesschlaf wecken würde. Er halte es in seiner Pflicht, ihn vor solcher Gewaltthat zu schützen; indessen erbiete er sich zu einer ansehnlichen Entschädigung. Untröstliche Witwen erschienen persönlich mit inständigen Bitten, nichts gegen Gottes Willen, in den sie sich mit unglaublichen Anstrengungen zu schicken begönnen, zu thun, es könnte nicht gut kommen.

In der allergrößten Angst jedoch waren die beiden Ärzte des Städtchens; sie liefen umher wie brönnig Manne, sie fürchteten, ihre Patienten, welche sie unter die Erde gebracht, möchten wieder zum Vorschein kommen und ausschwatzen, was sie jenseits vernommen. Der Bürgermeister, der noch nicht lange im Amt war und manchen Vorgänger unterm Boden hatte, erhob sich endlich auf einen allgemeinen Standpunkt; er bedachte, daß unter so bewandten Umständen die Ruhe der Stadt durchaus nicht zu erhalten wäre, wenn die Toten wieder zum Vorschein kommen sollten. Er erließ daher ein halboffizielles Schreiben an die beiden Wundermänner, in welchem er sie aufforderte, in der ihm von Gott anvertrauten Stadt von ihrer Kunst keinen Gebrauch zu machen, sondern sogleich abzureisen, und hier es beim alten bewenden zu lassen. Dagegen erbot er sich, ihnen viel Geld aus dem allgemeinen Säckel zu zahlen und ihnen ein Zeugnis auszustellen, daß sie wirklich im stande seien, Tote aufzuerwecken. Die beiden Wundermänner antworteten: aus Gefälligkeit und weil es sie wären, wollten sie sich mit dem Anerbieten begnügen, nahmen Geld und Zeugnis und schoben sich. Es heißt, sie hätten ihren Weg nach der Schweiz genommen.

Stoffwechsel.

A.: „Die Damen haben ja hier im Bad zu jeder Tageszeit eine andere Toilette." B.: „Da sieht man eben wieder, wie das Seebad den Stoffwechsel fördert!"

* * *

Ein Landrat, der erst seit kurzer Zeit nach einer ihm unbekannten Gegend versetzt ist, begegnet auf einem Spaziergang dem Förster einer seiner Gemeinden und fragt ihn: „Sagen Sie, wie steht's hier mit der Industrie; giebt's auch viel Luxus hier in der Gegend?" Förster: „Industrie wird hier kane geflanzt un Luxusser sin seit Menschegedenke kane mehr geschosse worre."

Kanton Schweitz.

Franz Söhn und seine Schwester, aus dem Muttethal.

I. Bernisch-kantonale Industrie- und Gewerbeausstellung

mit landwirtschaftlicher Abteilung, eidgenössischen Specialausstellungen, kynologischer Ausstellung und Pferdeausstellung in Thun.

1. Juni bis 15. Oktober 1899.

Der Kalenderschreiber möchte versuchen, den Lesern des „Hinkenden Boten" ein Bild von dem großen Unternehmen zu geben, das die Behörden und die Bevölkerung von Thun unternommen. Es brauchte heroischen Mut dazu, das erste derartige Werk einer Ausstellung so zu gestalten, wie es sich dem Auge des Beschauers präsentiert. Unter den ersten Begründern der Ausstellung steht Großrat Senn, Architekt in Thun, da, welcher das Projekt der Jahresversammlung des bernisch-kantonalen Gewerbeverbandes 1896 im Großratssaal in Bern unterbreitete, die Delegierten orientierte und sie für ihre Unterstützung des Unternehmens anspornte; die Unterstützung freilich war so gemeint, daß die Handwerker und Gewerbetreibenden all ihre Kraft aufbieten möchten, die Ausstellung durch ihre eigenen Produkte des Handels, Gewerbes und der Industrie auszustellen, damit das Werk einen vorwiegend bernischen Charakter erhalte, wie das von vornherein die Absicht der Initianten war. Schon der Redner konnte bei den Delegierten Vertrauen erwecken, wenn auch da und dort Bedenken getragen wurden, ob ein solch großartiges Unternehmen sich rentieren würde. Der Beschluß fiel zu gunsten der Ausstellung aus, und am 18. Juni 1899, als der bernisch-kantonale Gewerbeverband in der Ausstellungsstadt Thun tagte, da blickten sämtliche Delegierte das große Werk voll von Bewunderung an, fast beschämt waren einige über ihr Zögern, über ihre Kleinmütigkeit. — Der Eröffnungstag war schon eine große Genugthuung für die, welche die Ausstellung in so gelungener, in solch erfreulicher Weise durchführten, denn ein Festumzug, wie er sich in Mannigfaltigkeit und Schönheit nicht glänzender hätte gestalten können, ehrte die Bevölkerung Thuns und nicht zum wenigsten die Ausstellungskommissionen, das Centralkomitee und den Direktor der Ausstellung, Boos-Jegher. Möge der goldene Stern, den die Stadt Thun in ihrem Wappen hat, über und während der Ausstellung leuchten und den Männern Freude machen, welche in ihrer Selbstlosigkeit vor großen persönlichen Opfern nicht zurückschreckten. Die Stadt Thun, die Thore zum ewig schönen Berneroberland, darf auf ihr schönes Werk der I. bernisch-kantonalen Industrie- und Gewerbeausstellung stolz sein; es giebt das eines der schönsten Blätter in die Geschichte der Stadt, gleich dem wunderbaren Reiz der Naturschönheiten, des blauen Sees, in dem sich das Vorgebirge der riesigen Schneeberge spiegelt.

* * *

Die Ausstellung umfaßt folgende Abteilungen:

A. Kantonale Gruppen: 1. Nahrungs- und Genußmittel, mit Specialausstellung Hotel- und Wirtschaftswesen. 2. Textilindustrie, Bekleidungswesen, Frauenarbeiten. 3. Materialien für Hoch- und Tiefbau, Baugewerbe. 4. Wohnungseinrichtung, Keramik, Glasindustrie. 5. Maschinen (ohne landw. Maschinen), Bergbau, Werkzeuge. 6. Feinmechanik, elektrische Apparate, wissenschaftliche Instrumente. 7. Gold- und Silberschmiedarbeiten, dekorative Metallarbeiten, Uhrenmacherei. 8. Chemische Industrien. 9. Papierindustrie, Vervielfältigungsverfahren. 10. Kunst. 11. Transportwesen. 12. Fremdenverkehr, Touristik, Sport. 13. Förderung der Gewerbe, gewerbliche Litteratur, Gemeinnützigkeit. 14. Landwirtschaft. 15. Forstwirtschaft. 16. Gartenbau. 17. Jagd und Fischerei. — B. Eidg. Specialausstellungen. 18. Elektrische Kraftübertragung, Kleinmotoren. 19. Unfallverhütung, Fabrikhygieine, Krankenpflege, Samariterwesen. 20. Feuerlöschwesen. 21. Wehrwesen.

In diese Gruppen teilen sich etwa 890 Aussteller, freilich sind's auch einige außerkantonale, die ergänzend das schöne Werk bewirkten.

Werte Leser! Wenn der „Hinkende Bote" seine Reise in das entlegenste Bergdörfchen, in blühende Städte und Dörfer, fast in jedes Haus des großen Kantons Bern und über seine Grenzen hinaus gemacht hat, dann wird die I. bernisch-kantonale Industrie- und Gewerbeausstellung an ihrem Ziel angelangt sein. Der Schlußtag — 15. Oktober — naht.

Aber die Früchte, die aus dem Samen dieser schönen Ausstellung ersprießen, die Früchte des Gewerbefleißes, sie werden zum Nutzen und Frommen des engern und weitern Vaterlandes dienen. Daß ein solch schönes Werk gesegnet werde — das wolle Gott!

Appenzellerlied (Innerrhoden).

I öserm liabe Schwizerland
Get's g'wöß ke lösteger Lüt,
As wie im Appezellerland,
Du mensch de frili nüd.

Ond fröhlig gönd si us ond i
Ond henkid nüd de Chopf,
Ond wer nüd setzt bim Gläsli Wi,
Ist g'wöß en arme Tropf.

„Wer solch adelige Ehrbarkeit sehen will, der gehe nach Liebiwyl."

Originalzeichnung von Hans Bachmann, aus der illustrierten Gotthelf-Ausgabe, II Teil, Verlag F. Zahn, La Chaux-de-Fonds.

Prämiierungsliste des Zuchtstiermarktes in Bern.

Der erste Preis von Fr. 120, nebst silberner Medaille, wurde in der 4. Klasse dem 3¼ Jahre alten „Orateur" der Frau Witwe Elisabeth Kohly von Treyvaux (Freiburg) zugesprochen. Die Zuchtgenossenschaft Eigenamt (Aargau) erhielt den zweiten Preis mit Fr. 100, den dritten die Zuchtgenossenschaft Hergiswyl bei Willisau mit Fr. 50, den vierten Nyon mit Fr. 50, den fünften die Zuchtgenossenschaft Ettiswyl (Luzern) mit Fr. 40 und den sechsten die Zuchtgenossenschaft des Birsthales und Umgebung (Baselland) mit Fr. 20.

Die zehn ersten in der 3. Klasse (Stiere von 2—3 Jahren) sind: Hofer, Chr., auf Bühlikofen bei Zollikofen, Fr. 120 nebst silberner Medaille der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern. Zuchtgenossenschaft Kirchlindach Fr. 100. Zuchtgenossenschaft Tramelan Fr. 100. Zuchtgenossenschaft Langenthal Fr. 80. Blaser, N., Ependes (Freiburg), Fr. 70. Kohli, Chr., Gfell, Rüschegg, Fr. 50. Zuchtgenossenschaft Ebersecken (Luzern) Fr. 50. Zumstein, Fritz, Enggistein, Fr. 50. Marbach, Fr., Friesenheid bei Schmitten (Freiburg), Fr. 50. Schwarz-Meyer, H., Scherz (Aargau), Fr. 50.

In der Klasse 2a (Maischstiere im Alter von 12—19½ Monaten): Großniklaus, Chr., Thun-Allmend, Fr. 120 nebst silberner Medaille der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern. Zuchtgenossenschaft Zell (Luzern) Fr. 120. Zuchtgenossenschaft Aarwangen Fr. 100. Klay, Chr., Wikartswyl bei Walkringen, Fr. 80. Zürcher, Chr., Blasen bei Emmenmatt, Fr. 80. Kummer-Hofstetter, Herzogenbuchsee, Fr. 80. Wittwer, Chr., Eggiwyl, Fr. 60. Schwarz-Meyer, Scherz (Aargau), Fr. 55. Wyßmann, Rud., Neuenegg, Fr. 50. Oberli, Chr., Langenthal, Fr. 50.

In der Klasse 2b (Maischstiere im Alter von 19½—22 Monaten): Zuchtgenossenschaft Buttisholz (Luzern) Fr. 100 nebst silberner Medaille der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern. Großniklaus, Chr., Thun, Fr. 100. Zuchtgenossenschaft Neuenegg Fr. 90. Müller, Kaspar, Ebersecken, Fr. 80. Zuchtgenossenschaft Arni, Fr. 70. Zingrich, Gottl., Saxeten, Fr. 70. Etter, Hektor, Jetzikofen, Fr. 70. Zuchtgenossenschaft Meikirch Fr. 60. Dick-Schluep, Alex., Großaffoltern, Fr. 60. Meier, Karl, Kirchdorf, Fr. 50.

In der Klasse 1 (Stierkälber im Alter von 7—12 Monaten): Burger, Jakob, Einigen bei Spiez, Fr. 50 nebst silberner Medaille von der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern. Seelhofer, Joh., Ortschwaben, Fr. 60. Kiener, Fritz, Maikirch, Fr. 50. Siegenthaler, Joh., Schynen in Trub, Fr. 40. Michel, Kaspar, Brienz, Fr. 40. Hofer, Gottl., Mettlen, Münchenbuchsee, Fr. 40. Beutler, Joh., Utzigen, Fr. 40. von Ins, Urs, Wangenried, Fr. 30. Blaser, Jb., Bäriswyl bei Tafers (Freiburg), Fr. 30. Zürcher, Fritz, Wallachern, Fr. 30.

Mahnung für junge Leute.

Labe dich in deiner Jugend
An den Freuden, die dir blüh'n!
Strebe aber auch nach Tugend
Frommen Sinns mit ernstem Müh'n!

Die Firma Fritz Marti in Winterthur

besitzt außer in Wallisellen auch in Bern, bei Weyermannshaus, und in Yverdon, beim Bahnhof, Maschinenhallen und Werkstätten, wo stets eine größere Anzahl bewährte landwirtschaftliche Maschinen auf Lager sind. Die Firma ist fortwährend bestrebt, durch Einführung bewährter, leistungsfähiger Maschinen den Landwirten die infolge Arbeitermangel kaum zu bewältigende Arbeit zu erleichtern.

So hat sie im Jahre 1899 zum erstenmal einige Heulader in Gebrauch gebracht, über deren Leistungen die Landwirte, welche diese Maschinen im Betrieb gesehen haben, geradezu erstaunt waren. Mittelst dieser Maschine, welche einfach hinten an den Wagen angehängt wird, kann innert 15 Minuten der größte Wagen Heu aufgeladen werden. Das Heu wird sauber vom Boden aufgenommen.

Großen Anklang von neueren Maschinen finden auch die Heuaufzüge, Kartoffelgraber, Säemaschinen für Zuckerrüben und Getreide, Kultivatoren (Furrenhackmaschinen), Obstdörraparate und andere mehr.

Die Mähmaschinen Deering Ideal, Heuwender und Pferderechen finden stetsfort mehr und mehr Anklang; es hat die Firma im Jahre 1899 mehr als 2100 Mähmaschinen „Deering Ideal" in der Schweiz abgeliefert, so daß im ganzen jetzt über 5000 Stück dieses Systems in der Schweiz in Betrieb sind.

Auch bei den öffentlichen Proben sind diese Maschinen stets in die ersten Reihen klassiert worden.

Zur Bekämpfung des echten und falschen Meltaues und anderer Blattfallkrankheiten liefert die Firma verschiedene Sorten Spritzen und Schwefelverstäuber nebst den nötigen Substanzen.

Außer den erwähnten Maschinen wird jede gewünschte landwirtschaftliche Maschine geliefert und auf Probe und teilweise auch in Miete gegeben.